



Nr. 4 / Mai 2016

Gertrud von le Fort-Gesellschaft e.V.

FORUM



Schwerpunktthema:

Das Licht der Wahrheit suchen – zur Tiefe des Glaubens finden

Gertrud von le Fort-Gesellschaft

FORUM 4/2016, Ausgabe Mai 2016

Titelbild:

Hebräische Bibelseite, Edith Stein, Gertrud von le Fort, Teresa von Ávila

Bildnachweis:

Archiv der Gertrud von le Fort-Gesellschaft, Literaturarchiv Marbach

Inhalt

Dr. E. Münzebrock: Editorial	Seite 3
Maria Eisenreich: Spuren großer Frauen	Seite 4
Dr. Horst Renz: Vermeintliche Heimat*	Seite 6
Gertrud von le Fort zu ihrer Konversion	Seite 8
Prof. Hans Maier: Die Lage der Juden in Deutschland*	Seite 9
Prof. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz: Edith Steins Konversion*	Seite 17
Dr. Sabine Düren: Konversion und literarisches Schaffen bei Gertrud von le Fort*	Seite 19
Dr. Elisabeth Münzebrock: Teresa von Ávilas „fortwährende Conversio“*	Seite 24
G. von le Fort: 1937 „Gemeinsamer Besitz einer christlichen Kultur“	Seite 25
G. von le Fort: 1968: „Woran ich glaube“	Seite 28
Das Jahr 2016	Seite 30
Literaturhinweise	Seite 33

*Die abgedruckten Vorträge wurden aus Platzgründen und mit Einverständnis der Autoren gekürzt.

Herausgeber:

Gertrud von le Fort-Gesellschaft, Dr. Elisabeth Münzebrock

Preziosastraße 13, D 81927 München.

e-mail: info@gertrud-von-le-fort-gesellschaft.de

www.gertrud-von-le-fort-gesellschaft.de

Konto

IBAN: DE 67 7909 0000 0006 1527 91

BIC: GENODEF1WU1 / VR-Bank Würzburg eG.

Editorial

„Ich hab' kein Gottesbild mehr... Alle unsere Bilder sind zernichtet worden!“ Mit dieser dramatischen „Confessio“ klagt die Jungfrau von Barby in le Forts gleichnamiger Novelle ihrer vom „Willen zur Macht“ befallenen Äbtissin, der „Großen Äbtissin“, ihre Gewissensnot. Dieser auch heute noch brandaktuellen Problematik, der „zernichteten Gottesbilder“ haben wir uns in der Jahrestagung 2015 in München-Fürstenried gestellt und dabei die Umstände der „Conversio“ dreier Autorinnen näher betrachtet. Im Folgenden finden Sie die von den Referenten autorisierten Kurzfassungen ihrer Vorträge. Ein Abdruck im Wortlaut wird demnächst auf unserer Homepage und evtl. als Sonderdruck erscheinen.

Wie von Anfang an geplant, soll unser FORUM ein „Marktplatz“ für den Austausch von Meinungen sein, der bisher in Briefform und nunmehr auch per Email zunehmend genutzt wird.

In Gertrud von le Forts „Aufzeichnungen und Erinnerungen“ von 1952 findet sich ein kostbarer Brief an Karl Muth, den Herausgeber der Zeitschrift „Hochland“, in welchem sie ihre Kerngedanken zum Thema der „Conversio“ zu Papier gebracht hat. Hier ein Auszug ihrer heute noch höchst aktuellen Aussage: „Der Konvertit (...) ist ja nicht (...) ein Mensch, welcher die schmerzliche konfessionelle Trennung ausdrücklich betont, sondern im Gegenteil einer, der sie überwunden hat: sein eigentliches Erlebnis ist nicht das eines anderen Glaubens, zu dem er „übertritt“, sondern (...) das der Einheit des Glaubens, der ihn überflutet.“ (S. 22/23) Und wie immer bleibt le Fort nicht bei eigenem Erleben stehen, sondern bezieht sich stets „auf die Vielen“, die vor und nach ihr diese Erfahrung gemacht haben. In unserer Tagung wollten wir daher einige „jener

anderen“ in den Blick nehmen, sozusagen ihre „Schwestern im Geiste“, die, wie im Fall der vor 500 Jahren geborenen spanischen Mystikerin, Ordensreformatorin und Kirchenlehrerin **Teresa von Ávila**, ein Leben lang auf der Suche nach den „*Misericordias Domini*“ die Kirche ihrer Zeit wesentlich beeinflusst hat, oder bei **Edith Stein**, der hochbegabten Philosophin und späteren Karmelitin, deren Konversion eine logische Folge ihrer lebenslangen Suche nach der Wahrheit war... Unverdrossen nimmt auch **Gertrud von le Fort** das Thema der „Versöhnung einer trostlos zerrissenen Welt“ ins Wort, welche Barmherzigkeit voraussetzt. Lange vor Papst Franziskus, der 2015 die „Tore der Barmherzigkeit“ weit aufschloss und uns alle ermutigen will, es ihm gleichzutun, hatte le Fort – auch hier ihrer Zeit weit voraus – in ihrem Aufsatz „*Woran ich glaube*“ (S. 24/25) folgendes Bekenntnis formuliert: „*Ich glaube an die Liebe Gottes, ich glaube an den Menschen, ich glaube selbst im Atomzeitalter an den Sieg des Erbarmens.*“

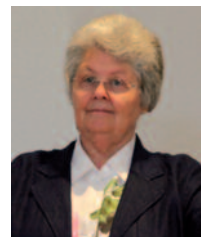
Das Rahmenthema der nächsten Jahresversammlung vom 30. 09. – 02. 10. 2016 in Stuttgart wird **Barmherzigkeit und Erbarmen** in Leben und Werk von Gertrud von le Fort sein. In Vorbereitung darauf und in Begleitung des „Heiligen Jahres der Barmherzigkeit“ möchten wir Sie herzlich einladen le Forts Werke unter diesem Leitgedanken wieder oder neu zu lesen.

Hierfür schlagen wir Ihnen u.a. folgende Novellen vor:

Die Frau des Pilatus / Die Consolata / Das Gericht des Meeres / Die Verfemte.

München, April 2016

Elisabeth Minzebock



Spuren großer Frauen

Eine Tagung der Gertrud von le Fort Gesellschaft e.V.

betrachtete drei exemplarische Fälle von Konversion:

Edith Stein – Teresa von Ávila – Gertrud von le Fort

9.-11. Oktober 2015 im Exerzitienhaus Schloss Fürstenried



Konversion als Folge konsequenten Umdenkens



Der ehemalige bayerische **Kultusminister Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Hans Maier** führte thematisch in die Tagung ein, indem er einen Blick auf die Lage der Juden in Deutschland vor und nach dem Ersten Weltkrieg warf. Die rechtliche und soziale Gleichstellung habe einerseits zu einem Anwachsen der jüdischen Zuwanderer sowie einer Verbreiterung des Berufsspektrums für sie geführt. Doch im Gegensatz zum zurückliegenden Antijudaismus, dem mit einer christlichen Taufe begegnet werden konnte, habe die Wiederbelebung des Antisemitismus in der Weimarer Republik in einer Sackgasse geendet.

Trotz des Willens zur Anpassung wurden die Juden als Nichtarier immer mehr ausgegrenzt. Anhand von fünf typischen Einzelschicksalen gelang es dem Referenten, die Zeitgeschichte lebendig werden zu lassen.



Die von Husserl angestoßene Freiheit des Denkens habe dessen Schülerin Edith Stein konsequent weitergedacht, indem sie sich nicht nur phänomenologisch mit dem Sein beschäftigt, sondern auch nach dem Sein gefragt habe, um das es dem Menschen in seinem Dasein gehe, so die emeritierte **Philosophieprofessorin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz**. Die Vizepräsidentin der Gertrud von le Fort Gesellschaft legte überzeugend dar, dass die Konversion Edith Steins eine Folge ihrer philosophischen Studien gewesen sei. Das Erkennen habe bei ihr durch Umdenken zu einem Anerkennen und dann zu einem Ergriffenwerden geführt, das keine andere Konsequenz als das Bekenntnis zum katholischen Glauben zugelassen habe. Aus

dem „cogito ergo sum“ des Rationalismus sei bei der Heiligen ein „cogitor ergo sum“ geworden: Ich werde gedacht/gewollt – also bin ich.



Auch wenn die Dichterin nie über die wahren Motive ihrer Konversion zur katholischen Kirche gesprochen habe, seien die Gründe für diesen Schritt im

Leben und Werk Gertrud von le Forts durchgängig zu erkennen. Zehn Spuren folgte die Augsburger **Theologin Sabine Düren**. Unter anderem seien es die Suche nach einer Heimat und die großartigen Aussagen der katholischen Dogmatik gewesen, die die Schriftstellerin in den Schoß der Kirche geführt haben. Ihre zeitlosen Werke könnten, so Düren, für die überspitzt individualistische Religiosität heutiger Katholiken hilfreich sein, um Kirche wieder als Mutter und Heilsvermittlerin zu erkennen.

„Fortwährende conversio“ in der Entfaltung der Seele

Die Präsidentin der Gertrud von le Fort Gesellschaft und ausgewiesene **Teresa-Expertin Elisabeth Münzebrock** zeigte in ihrem Vortrag auf, dass Konversion nicht unbedingt eine radikale Änderung im Leben eines Menschen sein muss. Sie stellte das Leben der ersten weiblichen Kirchenlehrerin anhand ihrer Autobiografie vor und zeigte auf, dass sich das Leben der heiligen Teresa von Ávila konsequent zu einem Leben entwickelt hatte, das Gott selbst in ihr führte. Die innere Entfaltung ihrer Seele sei eine einzige conversio – Hinwendung zu Gott – gewesen.

Doch war die Tagung nicht nur von wissenschaftlichen Vorträgen geprägt. Der evangelische **Theologe Horst Renz** führte die



Teilnehmer bei einer Exkursion auf den Spuren der Dichterin in die Umgebung von München. In Baierbrunn, Ebenhausen und Schäftlarn wurden nicht nur diesseitige

Spuren von Gertrud von le Fort entdeckt; auch zahlreiche Informationen über die Begegnungen mit verschiedenen Menschen, die die Dichterin und ihre Werke beeinflusst haben, wurden mit großem Interesse aufgenommen.



Ein weiterer Höhepunkt war nach dem Hinhören in verschiedene Vertonungen literarischer Werke Gertrud von le Forts eine Lesung ihrer Novelle „**Die Consolata**“ im Goldenen Saal des Schlosses durch den **Schauspieler Korbinian Müller**, die durch anspruchsvolle



Klavierbegleitung des **Pianisten Tobias Stork** musikalisch umrahmt war.

Maria Eisenreich

Vermeintliche Heimat. Gertrud von le Fort auf den Isarhöhen zwischen Baierbrunn und Ebenhausen

Villa Konradshöhe nannte die Dichterin gleich das im Januar 1923 erworbene Hotel und Ausflugslokal auf Resten einer mittelalterlichen Burgruine im Isartal hoch über dem damals noch von Flößern genutzten Fluß. Es besaß 17 Zimmer und eine größere Gaststube für einkehrende Wanderer und Tagesausflügler vom nahen München her. Nun sollte es den zwei Schwestern le Fort und ihren *fern lebenden Freunden Heimstatt* werden und Urlaubsort, vielleicht auch ein geistiger Treffpunkt im Sinn von kleinen Tagungen. Lockend als Refugium: wundervoll die geographische Lage mit freier Aussicht nach Süden bis zur Alpenkette und mit Badegelegenheit gleich am Fuß des Berges.

Als Gertrud von le Fort ihren Freund Ernst Troeltsch Ende August 1922 in Ambach am Starnberger See besuchte, war sie noch auf der Suche nach einem Wohnsitz. Und weil sie ihn – ihrem Eindruck nach – in einer „dunklen Hütte“ logierend fand, dazu niedergeschlagen, und vom Sterben redend und davon, 'geschei-



Arbeitszimmer von Ernst Troeltsch

tert' zu sein, ist stark zu vermuten, daß sie jene 'Villa Konradshöhe' zum Kauf ausersehen mußte, sowie diese auch nur in den Blick und in die engere Wahl kam: Gab es Besseres für einen Gescheiterten, einen Berliner Professor, der gerade die 'Präsidentschaft' einer privaten 'Akademie auf dem Burgberg' (!) in Spardorf bei Erlangen für annehmenswert erachtet hatte und nun in der „Hütte“ jenes Spardorfer Ziegelei-Besitzers hauste?

Und dann die wirkliche Katastrophe: Nur wenige Tage nach dem Kauf der Konradshöhe, nämlich am 1. Februar 1923, verstarb plötzlich mit knapp 58 Jahren nach kurzer Krankheit in Berlin dieser beste und wichtigste Freund! In den ausführlichen Briefen von dort und dorthin ist ergreifend zu lesen, welch ein furchtbarer Schlag dieser Tod gewesen ist. Der Traum von einem heimatlichen Refugium war ausgelöscht – noch ehe man in diesem Domizil überhaupt richtig angekommen und in etwa eingerichtet gewesen ist...

Bis heute sind diese Zusammenhänge und erschütternden Widerfahrnisse in Gertrud von le Forts Biographie fast gar nicht beachtet worden, obwohl sie zum entscheidenden Element ihres weiteren literarischen Schaffens und Denkens unentrinnlich werden mußten.

Vermächtnishaft entsteht sehr bald das Projekt, Troeltschs „Glaubenslehre“ zu edieren, und ebenso die Arbeit ihrer Weiterentwicklung dort, wo sie ergänzungsbedürftig war: beim Kapitel über die 'Kirche'. Poetisch entwarf sie mit den „Hymnen an die Kirche“ eine im Jenseits existierende ecclesia, deren Gestaltung

das Jahr 1924 ausfüllte. Und erst Ende 1925 konnte dann die Glaubenslehre insgesamt erscheinen, weil den Nachschriften aus Heidelberg noch die 'Diktate' hinzugesetzt sein mußten.

Volle drei Jahre in Baierbrunn waren also mit Troeltsch-Arbeiten dahingegangen, ehe dann Ende 1926 eine nächste heimatromanartige Dichtung unter Pseudonym erschien: *Die Glocken von Elm*. Hier kommt das Münchener Oktoberfest vor, und das Glockenspiel am dortigen Rathaus, die Konradshöhe ebenso wie Kloster Schäftlarn, vor allem aber eine Liebesgeschichte, die in einer typisch protestantischen Gewissens-Entscheidung gipfelt und wenig dem Tatbestand zugeordnet werden kann, daß die Verfasserin die erste Jahreshälfte in Rom zugebracht hatte und dort im April in die katholische Kirche eingetreten war. Einen „Schmarrn“ nannte le Fort die Arbeit, aber vielleicht auch nur deshalb, weil in der Zwischenzeit ihre „Hymnen“ rein konfessionell usurpiert waren und nicht mehr auf ihre Zusammengehörigkeit mit der Glaubenslehre von Troeltsch hin gelesen wurden! Und war es mit dem Roman, den man in Rom entstanden zu sehen glaubte, mit „Das Schweiß Tuch der Veronika“ (1928), tatsächlich eindeutig, daß darin der Katholizismus und die Konversion zu ihm das einzig gemeinte Thema und Ziel sein soll? War nicht Rom, das „überall“ (!) gegenwärtige „Rom“ wiederum eine Jenseits-Symbolisierung – vergleichbar einer solchen, wie Troeltsch sie mit der *Divina Commedia* der Dichterin als Aufgabe ans Herz gelegt hatte, damit der Gegenwart entsprechend Gültiges zu Gebote stünde?

Alle Gegebenheiten und Dichtungen, jedenfalls zunächst alle in Baierbrunn entstandenen Werke der le Fort, müssen einzeln und genau auf diesen Gesichtspunkt hin analysiert werden, dürfen keinesfalls unbesehen als typische Konvertiten-Literatur gelten.

Offenkundig ist, dass jedenfalls der zunächst im „Hochland“ von Carl Muth 1930 publizierte Roman „Der Papst aus dem Ghetto“ dort während der Wiedergabe noch abgebrochen worden ist, weil die Autorin wohl mit einer dann gleichzeitigen sehr kritischen Troeltsch-Darstellung nicht einverstanden war und fortan nicht mehr in dieser katholischen Zeitschrift veröffentlichte, ja ihre eben abgeschlossene berühmteste Novelle – „*Die Letzte am Schafott*“ (schon 1930 (!) und nicht wie bis heute fälschlich dargestellt 1931) – im „Kunstwart“ veröffentlicht hat, – in einer von Troeltsch für seine berühmten „Spektator-Briefe“ der Nachkriegszeit bevorzugten Zeitschrift.

Auch in dieser Novelle muss nicht unbedingt das „Erbarmen“ im Mittelpunkt stehen, sondern es könnte ganz entschieden weit treffender um das neuzeitliche Individualitäts-Thema und seine großartige Veranschaulichung zu tun sein.

Ähnlich allgemein und „weltlich“ wird man „*Die ewige Frau*“ lesen müssen, wenn man auf aufmerksame Leser aus allen gebildeten Kreisen rechnet, und nicht nur auf religiös Hellhörige, die primär auf Erlösungsvorstellungen mystischer Art ansprechen und warten.

Daß Gertrud von le Fort in „*Die Magdeburgische Hochzeit*“ am Schluss nicht die protestantische Kirche in die katholische eingliedert, sondern vielmehr die *unsichtbare Kirche* allen Konfessionskirchen überordnet, ist in der Literatur hinlänglich dargestellt.

Wenn dieses Romanwerk von 1938 übrigens den Eheleuten Heinz und Hilde Zimmermann gewidmet ist, so wird damit eine besonders wichtige Beziehung der Konradshöhen-Zeit berührt: Gertrud von le Fort fand in diesem Ehepaar in allernächster Nähe Freunde, welche ihre Ziele aus verwandtem Geist und mit philosophischen Fähigkeiten ausgestattet fördern konnten und dies auch aus Überzeugung wollten. Zimmermann war Arzt und leitete das

Sanatorium in Ebenhausen nur einige Kilometer von Baierbrunn entfernt. Und er publizierte seine „philosophischen“ Bücher – wie le Fort („die Glaubenslehre“) es getan hatte – bei 'Duncker & Humblot' und dessen Leiter Ludwig Feuchtwanger in München, welcher im übrigen in den dreißiger Jahren auch Bayerns Landesrabbiner gewesen ist. Zimmermanns Schriften handeln von *Kant* (Der Befreier, 1931), vom Verhältnis „Philosophie und Glaube“ (1938, und der Dichterin gewidmet) und schließlich von Augustin (1943 fertiggestellt, 1948 erst nach dem Krieg zu drucken möglich: „Auf dem Weg zu Augustinus“).

Hier reicht der Platz nicht für weitere Ausführungen. Aber soviel mag gesagt sein: Gerade auch bei Ernst Troeltsch sind Kant und Augustinus Themen eigener Werke. Und le Fort kommt in Frage als Anregerin für Hilfen von Format, wenn es darum zu tun sein soll,

Troeltschs Schlußbemerkungen von 1915 zu realisieren, nämlich die Aussage: „man wird sagen können, für alle Gegenwartsprobleme einer religiösen Ethik ist die Augustinische Ethik heute noch ein entscheidender Orientierungspunkt.“ Sozusagen reformatorisch wird zu Paulus zurückgelenkt, um eine aristotelische Metaphysik nach Art des Thomas auszuschließen als Grundlage von theologischen Aussagen. Und Zimmermann (1893-1966) war immerhin gläubiger Katholik.



Dr. Heinz Zimmermann

Gertrud von le Fort zu ihrer Konversion

„... meine Begegnung mit der römischen Kirche ... Ich habe den Höhepunkt dieser Begegnung in meinem Buch „Das Schweißbuch der Veronika“ geschildert, durch das Erlebnis der römischen Karwoche – Es ist ein unvergeßliches Erlebnis geblieben. – Von ihm aus fand ich dann den Weg in die katholische Kirche – Er bedeutete keine Absage an die Frömmigkeit meiner teuren Mutter, auch keine Absage an das erschütternde Ringen meiner Heidelberger Lehrer, sondern eine Heimkehr getrennter Pfade zu dem gemeinsamen Ursprung – es war eine Konversion der Liebe und nicht die einer Abschwörung.“

*Notizen zu Teil 2 ihrer Selbstbiographie,
Katalog Würzburg 1981*

„Heidelberg bedeutete dann auch die entscheidendste Etappe meines Lebens und nicht, wie manche meinen, ein nach meiner Konversion überwundenes Stück geistigen Lebens ... es bedurfte der ganzen theologischen und historischen Weitschau meiner Heidelberger Lehrer, um diesen Weg zu ermöglichen, dem meine von Jugend auf der Einheit der Kirche zugewandte Innerlichkeit zustrebte. ... Eine neue Welt erschloß sich mir, eine Welt, nach der ich mich im Grunde immer gesehnt hatte.“

Hälfte des Lebens“, S. 20

Die Lage der Juden in Deutschland – ein Blick auf die Jahre vor und nach dem Ersten Weltkrieg

Die Tagung der Gertrud von le Fort-Gesellschaft in Schloss Fürstenried berührt mit Edith Stein auch das Judentum in Deutschland, welches eine zentrale Rolle im Werk le Forts spielt. Jüdische Figuren und Geschichten finden sich mehrfach in ihrer Dichtung... Verbindungen zum zeitgenössischen Judentum zeigen sich auch in ihrer Biographie, wie z.B. ihre Berliner Kontakte mit jüdischen Persönlichkeiten, ihre Begegnung mit Edith Stein 1932 in München, und der 2 Jahre später erfolgte Besuch le Forts im Karmel von Köln.



1891 in Breslau geboren, wuchs Edith Stein in einem jüdischen Elternhaus auf, konvertierte später zum katholischen Glauben und wurde 1942 von den Nazis in Auschwitz ermordet. (...)

Unzählige Fragen nach der rechtlichen, sozialen und politischen Lage der Juden, ihren Zielen und Hoffnungen drängen sich auf.

Das 19. Jahrhundert – bürgerliche Emanzipation der Juden

Das 19. Jahrhundert schien den Juden in Europa nach Jahrhunderten einer unsicheren Existenz die große Befreiung zu bringen. Endlich erhielten sie die gleichen Bürgerrechte wie die nichtjüdische Bevölkerungsmehrheit. In Deutschland vollzog sich die rechtliche und soziale Emanzipation in drei Schüben: vereinzelt schon in Gesetzen der Rheinbundzeit und später des Deutschen Bundes, dann umfassend in der Paulskirchenverfassung von 1849, end-

lich definitiv in der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und in der nachfolgenden Verfassung des Deutschen Reiches (1871). Sämtliche aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte wurden aufgehoben und die Juden wurden zur Teilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Ämter befähigt.

Mit der rechtlichen Gleichstellung der Juden reagierte die Gesetzgebung auf die zunehmende Anzahl und Bedeutung der jüdischen Minderheit. Das Wachstum betraf vor allem die großen Städte. Wien, Frankfurt, Berlin, Hamburg, Breslau, Posen hatten die größten jüdischen Gemeinden. Vom städtischen Umfeld gingen auch die stärksten Impulse zur Verbesserung der rechtlichen und sozialen Lage der Juden aus.

Aber auch auf dem Land veränderten sich die Verhältnisse. Eine gewisse Abkehr vom unprofitablen Zins-, Pfandleih- und Hausiergeschäft zeichnete sich ab. Im Königreich Bayern etwa waren in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts von etwa 10 000 erwerbstätigen Juden allein 4700 im Handwerk und 1200 im Ackerbau beschäftigt. Dazu kamen knapp 1200 jüdische Gastwirte, 270 Ärzte und Lehrer und 625 Diensthofboten. Die handwerklichen Betätigungen der Juden waren im allgemeinen recht vielfältig. Einem Großteil der Juden Mitteleuropas gelang eine gewisse Reurbanisierung. Viele Juden wurden in ein System des Wettbewerbs mit christlichen Konkurrenten eingegliedert. Sie waren nicht mehr wie im

Ancien régime ‚Störer‘ außerhalb des Zunftsystems, die man mit außerökonomischen Mitteln ausgrenzen konnte, sie waren vielmehr als Konkurrenten im Kampf um Kunden zu akzeptieren. So brachte die große Befreiung unverkennbare Vorteile, aber auch Risiken und Probleme mit sich. Die Emanzipation war vom Staat, von der Bürokratie vorangetrieben worden, wobei Ideen der Aufklärung, der humanitären Bewegung der Zeit mitwirkten. Aber auch der Drang zur Uniformität im werdenden Nationalstaat verschaffte sich Geltung. Von der nichtjüdischen Gesellschaft wurde die Entwicklung nur zögernd mitgetragen. Dennoch: Die jüdischen Gemeinden blühten auf. Zahlreiche Synagogen wurden neugebaut. Prominente Juden gelangten in Deutschland und Österreich von 1871 bis zum Ersten Weltkrieg zu öffentlicher Geltung; die Reihe reicht von Gerson von Bleichröder, dem Bankier Bismarcks, bis zu dem Reeder Albert Ballin, zu dem Unternehmer, Publizisten und Politiker Walther Rathenau, endlich zu zahlreichen jüdischen Namen, die in der Wissenschafts- und Kulturgeschichte ihren Platz haben: Albert Einstein, Fritz Haber, Max Liebermann, Gustav Mahler, Sigmund Freud, Franz Werfel., Max Reinhard, Stefan Zweig.

Auf der anderen Seite belebten sich in diesen Jahren auch alte Ressentiments der nichtjüdischen Mehrheit gegen die zu Macht und Ansehen gelangte jüdische Minderheit. War diese Aversion früher vor allem aus religiösen Vorurteilen erwachsen, aus einer christlich begründeten Ablehnung der Juden als „Feinde Christi“, so traten jetzt naturalistische, rassistische Begründungen in den Vordergrund. Von vielen wurden die Juden nicht mehr wegen ihrer Konfession, sondern wegen ihrer „Rasse“ abgelehnt.

Der alte Antijudaismus begann in den modernen Antisemitismus umzuschlagen. (...) Gewiss muss man in der historischen Abfolge

den überlieferten Antijudaismus vom modernen Antisemitismus trennen. Es ist aber nicht zu übersehen, dass der eine dem anderen den Weg gebahnt hat. Zumindest hat das fortwährende antijudaistische Ressentiment den Widerstand gegen den im 20. Jahrhundert in Pogromen und Verfolgungen ausbrechenden Rassenantisemitismus entscheidend geschwächt. Das sollte sich im Vorfeld des Holocausts als eine verhängnisvolle Hypothek erweisen.

Der Antisemitismus drang in der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg aus den Gelehrtenstuben und Zeitungsredaktionen in die politische und parlamentarische Öffentlichkeit vor. Der Kampfruf Heinrich von Treitschkes „Die Juden sind unser Unglück“ (1880) blieb zwar nicht unwidersprochen, er fand sogar heftigen Widerspruch bei Juden und Nichtjuden. Aber ausgerechnet der prominenteste Opponent im Kaiserreich, Theodor Mommsen, charakterisierte in seiner Widerrede – nicht minder unglücklich – die Juden als ein „Element der nationalen Decomposition“ – damit dem modernen Antisemitismus unfreiwillig ein gefährliches Stichwort liefernd. Für den Hofprediger Adolf Stoecker, den Gründer der Christlich-Sozialen (Arbeiter)Partei (1878) waren die Juden „ein Volk im Volke, ein Staat im Staate, ein Stamm für sich unter einer fremden



Familie Stein in Breslau

Rasse." Noch schärfer äußerte sich der völkische Antisemitismus bei Autoren wie Lagarde, Langbehn, Chamberlain (...).

Im Hinblick auf Gertrud von le Fort und Edith Stein muss uns die Frage beschäftigen, wie die Christen – und vorab die Katholiken – auf den Antisemitismus reagierten. Rudolf Lill weist darauf hin, dass die deutschen Bischöfe sich bereits auf ihrer ersten gemeinsamen Konferenz in Würzburg 1848 zur Haltung gegenüber den Nichtkatholiken geäußert hätten. „Sie erklärten, dass die Kirche gegen alle, die ihr nicht angehörten, „allerwegs jenes gleiche Vollmaß an Liebe und Gerechtigkeit“ beobachte, welches den bürgerlichen Frieden sichere, aber weder Indifferentismus noch *communicatio in sacris* begünstige. „Diese Erklärung erlaubte mancherlei Auslegungen, auch eilte sie der durch heftige konfessionelle Gegensätze gekennzeichneten Wirklichkeit voraus. Immerhin bedeutete sie ein Programm, welches die Diskriminierung anderer religiöser Gruppen – und nur als solche konnten die Juden damals betrachtet werden – ausschloss. Im Hirtenbrief der Würzburger Bischofskonferenz begegnet außerdem mehrfach ein bedeutendes Motiv: Die Kirche wird mit Israel verglichen, die Bischöfe bezeichnen sich als „die Wächter auf den Zinnen Jerusalems“. (...)

Ähnlich argumentierte 32 Jahre später der Zentrumsführer Ludwig Windthorst in der Judendebatte im Preußischen Landtag (November 1880). Die Katholiken, eine große Minderheit im Reich, seien verpflichtet, die Rechte anderer, auch kleinerer, Minderheiten zu verteidigen. Das Zentrum war und blieb während der gesamten Kaiserzeit – gemeinsam mit der Sozialdemokratie – die wichtigste politische Barriere gegen den Antisemitismus. Antijüdische Stimmungen gab es auch im deutschen Katholizismus, bei Bischöfen, bei Theologen und bei Laien (z.B. der Paderborner Bischof Martin (1812-1879) und der Rottenburger Bischof

Kepler (1852-1926). In engem Kontakt mit Kepler fügte Julius Langbehn (der „Rembrandtdeutsche“) seinem Buch „Rembrandt als Erzieher“ seit 1891 heftige Angriffe gegen das Judentum ein. (...)

II. Die Alternative: Assimilation oder Selbstbewahrung?

Die Sicherung ihrer Rechtslage und die Verbesserung des Sozialstatus dürften die Juden mit wenigen Ausnahmen begrüßt haben. Größere Skepsis legte man gegenüber dem mit der „Einbürgerung“ oft verbundenen staatlichen Dirigismus an den Tag. Existentiell betroffen waren die Juden jedoch vor allem in einem dritten Bereich, nämlich in ihrem religiösen Bekenntnis. (...) Direkt gefragt: Sollte man Jude bleiben oder Christ werden? Zog die staatsrechtliche Integration zwingend die religiöse Assimilation nach sich – mitsamt der Konversion, dem Namenswechsel? Oder blieben bürgerliche und religiöse Existenz voneinander geschieden wie in den Jahrhunderten zuvor? Es wundert nicht, dass diese beunruhigend hervortretenden Alternativen Spannungen und Unruhe in der Judenschaft auslösten. Sie führten im 19. und im 20. Jahrhundert zu heftigen Richtungsstreitigkeiten, zu Gruppenbildungen in der Öffentlichkeit, zu Gegensätzen, die bis in die einzelnen Familien hineinreichten. Trotz der äußeren Befreiung stand man vor neuen Orientierungs- und Zuordnungsproblemen. Keineswegs hatte sich ja der Begriff „Jude“, wie die Aufklärung es wollte, individualistisch in den Begriffen „Mensch“ und „Menschheit“ aufgelöst. So schrieb Ludwig Börne 1832 aus Paris an eine Frankfurter Freundin: „Die einen werfen mir vor, dass ich ein Jude sei; die andern verzeihen mir es. Der dritte lobt mich gar dafür, aber alle denken daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner hinaus“ (Battenberg 128).

Unübersehbar überwog bei den Befreiten zunächst der vaterländische Impuls. Man wollte sich einbürgern, sich anpassen, der Mehrheit annähern. Der Brief Börnes, eines evangelisch getauften Juden, fährt fort: „Nein, dass ich als ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht wert, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte... Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugenden der Deutschen streben zu können und doch keinen ihrer Fehler zu teilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als ihr. Ja, weil ich in keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war als die Judengasse und hinter dem verschlossenen Tore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz. Nur das ganze große Vaterland genügt mir, soweit seine Sprache reicht" (Ebda). (...) Man bemühte sich, den christlichen Religionsnachbarn weniger fremd zu erscheinen. Dazu gehörte eine ganze Reihe von Anpassungen, die jetzt vorgenommen wurden – so der Übergang zu deutschen Predigten, Gebeten und Gesängen in zahlreichen Reformgemeinden; desgleichen ein der Konfirmation nachempfundenes Glaubensgelöbnis für Kinder; und endlich – vielleicht am bezeichnendsten – die Einführung von Chören und die Verwendung von Musikinstrumenten, vor allem der Orgel, im Gottesdienst der Synagoge. (...)

Solche Anpassungen waren häufig. Heinrich Heine, selbst ein getaufter Jude, nannte das ironisch das „Entréebillet zur europäischen Kultur". Freilich erlaubte die fortschreitende

Säkularisierung vielen Juden, dass sie hinter diese „Konversion" ein kritisches Fragezeichen machten. Vorbehalte blieben bestehen. (...) Heine selbst hat sich dazu 1850 in einem Schreiben an den elsässischen Schriftstellerkollegen Alexandre Weill wie folgt geäußert: „Ich mache kein Hehl aus meinem Judentume, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen hatte. Ich habe mich nicht taufen lassen aus Hass gegen das Judentum. Mit meinem Atheismus ist es mir niemals ernst gewesen. On ne change pas de religion; on ne quitte une, qu'on n'a plus, pour une autre, qu'on n'aura jamais. Je suis baptisé, mais je ne suis pas converti" (zit. bei Battenberg 153).

Wie Heine dürften viele jüdische „Konvertiten" im 19. und 20. Jahrhundert gedacht haben. Genaue Zeugnisse und Zahlen haben wir nicht; hier ist noch sehr viel Forschung zu leisten. Sicher ist aber, dass die Taufen (und die Namenswechsel!) im Lauf der Zeit abnahmen und im 20. Jahrhundert nahezu ganz verschwanden. Waren sie für einen Felix Mendelssohn (mit dem christlichen Zunamen Bartholdy) zu Anfang des Jahrhunderts noch ganz selbstverständlich, so spielten sie für einen Albert Einstein zu Ende des Jahrhunderts keine Rolle mehr.

Im Ganzen zeichneten sich vor dem Ersten Weltkrieg für die Juden in Deutschland zwei Optionen ab. Sie konnten erstens in der nicht-jüdischen Gesellschaft aufgehen unter Preisgabe ihrer Religion, also sich protestantisch oder katholisch taufen lassen. Oder sie blieben Juden, passten ihre Gottesdienste aber dem christlichen Modus an, indem sie eine eigene Synagogenordnung schufen, deutsch predigten, mehrstimmig sangen, Instrumente verwendeten – der Weg einer gleichsam innerjüdischen Assimilation. (...) Noch in der Zukunft lagen zwei weitere Optionen, die erst im 20. Jahrhundert zu realen Möglichkeiten wurden. Da war einmal die Rückkehr zu den

jüdischen Wurzeln, unter Ablehnung aller Anpassungen an die Umwelt, also die Erneuerung der authentischen Glaubenstradition. Sie ist in Deutschland eng mit den Namen von Franz Rosenzweig und Martin Buber verbunden. Hand in Hand damit ging der Abbau kultureller Anpassungen an die christliche Umwelt, die Rückkehr zur strengen, wortbezogenen Synagogentradition. Nach dem Holocaust schien dies die nahezu einzige Möglichkeit jüdischer Gottesverehrung zu sein. (...)

Noch radikaler wandte sich die zionistische Bewegung vom Assimilationswillen der Mehrheit ab. Sie war eine Reaktion auf den wachsenden Antisemitismus, der sich im späteren 19. Jahrhundert in Ländern wie Russland, Österreich-Ungarn, aber auch in Frankreich ausbreitete. Theodor Herzl, selbst ein assimilierter mitteleuropäischer Jude, suchte die Zukunft des Judentums nicht mehr innerhalb der europäischen Nationen. Es ging jetzt nicht mehr um das alte „Entréebillet“. Er riet davon ab, um das Wohlwollen der nationalen Regierung zu buhlen und sich von ihren stets schwankenden Entschlüssen abhängig zu machen. Vielmehr forderte er in seiner programmatischen Schrift „Der Judenstaat“ (1896) für die Juden die Zuerkennung einer eigenen Nationalität. „Man gebe uns die Souveränität eines für unsere gerechten Volksbedürfnisse genügenden Stückes der Erdoberfläche, alles andere werden wir selbst besorgen.“

Beide Optionen sollten sich erst nach Jahrzehnten realisieren – definitiv erst nach dem Holocaust. Auch der Zionismus fand in dieser Zeit noch kaum ein Echo: Als 1897 ein erster Kongress der Zionisten in Basel stattfand, protestierten die deutschen Rabbiner ausdrücklich dagegen. (...)

Die rechtlichen Sicherungen für die Judentum blieben auch im 20. Jahrhundert bestehen. Die Weimarer Reichsverfassung –

mitformuliert von dem Juden Hugo Preuss – bestätigte sie.

Mit der neuen „Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei“ (NSDAP) trat zum ersten Mal eine Partei hervor, die den Antisemitismus zur systematischen Grundlage ihres politischen Programms machte. Wie es Adolf Hitler bereits 1919 in einem Schreiben an Adolf Gemlich formuliert hatte: Der Antisemitismus, schrieb er, müsse führen „zur planmäßigen gesetzlichen Bekämpfung und Beseitigung der Vorrechte der Juden... letztes Ziel aber muss unverrückbar die Entfernung der Juden überhaupt sein. Zu beidem ist nur fähig eine Regierung nationaler Kraft und niemals eine Regierung nationaler Ohnmacht“ (Battenberg 259).

III. Jüdisches Schicksal: fünf Biographien

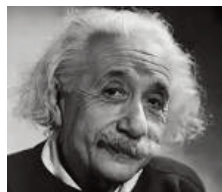
Fünf typische Lebensläufe dieser Zeit mögen jüdisches Schicksal in Deutschland vor und nach dem Ersten Weltkrieg veranschaulichen: der des Chemikers Fritz Haber, des Physikers Albert Einstein, der Philosophen Franz Rosenzweig und Martin Buber und des Komponisten Herman Berlinksi.



Fritz Haber, am 9. Dezember 1868 in Breslau als Sohn eines jüdischen Ehepaars geboren, konvertierte während seines Chemiestudiums zum evangelischen Glauben – weniger aus innerer Überzeugung, sondern weil er erfahren hatte, dass die jüdische Herkunft seiner Karriere hinderlich war.

Haber darf als Prototyp des patriotischen deutschen Juden gelten. Er hat sich mit seinem Vaterland in guten und bösen Tagen vorbehaltlos identifiziert. Dem Deutschen Reich hat er im Ersten Weltkrieg zwei entscheidende Dienste erwiesen: einmal die von ihm 1909 im

Karlsruher Labor entwickelte katalytische Synthese von Ammoniak aus den Elementen Stickstoff und Wasserstoff, welche die Massenproduktion von Stickstoffdünger ermöglichte; sie sicherte das Überleben der „Heimatfront“ im Ersten Weltkrieg – und sicherte später, bis heute, die Ernährung eines großen Teils der Menschheit. Zugleich eröffnete Fritz Haber aufgrund seiner Versuche mit Phosgen und Chlorgas im ersten Weltkrieg den modernen Gaskrieg als Instrument der Massenvernichtung. Persönlich gab er im April 1915 an der Front bei Ypern Anleitungen zum Gasangriff als Auftakt der Zweiten Flandernschlacht. Er wurde dafür zum Hauptmann befördert – für ihn ein Zeugnis, dass er als Jude endgültig öffentliche Anerkennung gefunden hatte und „im Reich“ angekommen war. Am Abend der Siegesfeier erschoss sich seine Frau Clara Immerwahr, gleichfalls Jüdin und Chemikerin, aus Protest gegen diesen verhängnisvollen Missbrauch der Wissenschaft mit der Dienstwaffe ihres Mannes. (...) Später emigrierte er nach Cambridge und versuchte in England Fuß zu fassen. Chaim Weizmann bot ihm an, die Leitung seines Instituts in Rehovot, Israel, zu übernehmen. Haber nahm den Ruf an. Zu später Stunde war er bereit, beim Aufbau eines jüdischen Landes mitzuhelfen. Auf der Reise dorthin starb Haber am 29. Januar 1934 in einem Hotel in Basel an einem Herzinfarkt.



Albert Einstein (1879-1955), einer Familie von Landjuden im oberschwäbischen Raum entstammend, stand Deutschland

und den Deutschen wesentlich kritischer gegenüber als Fritz Haber. (...) Fritz Stern, Patensohn von Haber, hat den höchst aufschlussreichen Briefwechsel der bei-

den Naturwissenschaftler vor wenigen Jahren herausgegeben.

Als der hochbegabte junge Mann 1911 einen Ruf an die Karls-Universität in Prag erhielt, bezeichnete er sich zunächst als konfessionslos; erst als die Verwaltung nachfragte, bekannte er sich als Jude. Ähnlich „schwebend“ war seine Beziehung zum Zionismus: er unterstützte ihn in Reden und Briefen, ohne jedoch einer zionistischen Organisation beizutreten. 1946, in der Emigration in den USA, schrieb er, er habe seit so langer Zeit keine Synagoge mehr besucht, dass er fürchten müsse, Gott würde ihn nicht mehr erkennen. „Wenn er es aber täte, wäre es wohl schlimmer.“

Auch die Staatsangehörigkeiten wechselten in seinem Leben. Von 1896 bis 1901 war er staatenlos. Dann besaß er die Schweizer, später die österreich-ungarische Staatsbürgerschaft. Von 1914 an in Berlin lebend, war er wieder Deutscher – bis er nach der Machtergreifung Hitlers 1933 seinen deutschen Pass abgab. 1940 wurde er amerikanischer Staatsbürger.

Die Idee eines persönlichen Gottes hat Einstein wiederholt als „kindlichen Aberglauben“ bezeichnet. Er sei Agnostiker, sagte er auf Anfragen – freilich kein Atheist, weil ihm der kämpferische Geist des Atheismus fremd sei. „Falls es etwas in mir gibt, das man religiös nennen könnte“, schreibt er 1954, „so ist es eine unbegrenzte Bewunderung für die Struktur der Welt, soweit sie unsere Wissenschaft enthüllen kann.“ In diesen Zusammenhang gehört auch Einsteins berühmtester, immer wieder zitierter Aphorismus: „Gott würfelnicht.“

Dass dieser radikale Pazifist, der schon in seiner Jugend nichts ärger fürchtete als einen möglichen Militärdienst, zu den geistigen Urhebern des Manhattan-Projekts (und damit zu den Vätern der Atombombe) gezählt werden muss, gehört zu den Paradoxien seines

Lebens. Einstein hat seinen berühmten Brief an Präsident Roosevelt kurz vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs später relativiert: er hätte ihn nicht geschrieben, sagte er 1947, wenn er vom geringen Fortschritt der Deutschen in deren eigenem Atombombenprojekt gewusst hätte. Er fürchtete jedoch, dass Hitlers diktatorisches Regime schneller sein würde als die pluralistische amerikanische Demokratie.

Schien bei Einstein die religiöse Substanz des Judentums in einen allgemeinen Humanitarismus auszurinnen, so begann sie sich bei dem 1886 in Kassel geborenen Historiker und Philosophen **Franz Rosenzweig** (1886-1929) neuerlich auf eindrucksvolle Weise zu verdichten. In seinem Werk gewann die jüdische Glaubenstradition eine unerwartet moderne, in die Zukunft gerichtete „dialogische“ Gestalt.



Auch Rosenzweig kam aus einem jüdisch-liberalen Elternhaus. Der jüdischen Überlieferung stand er zunächst distanziert gegenüber. Dann weckte ihn 1913 ein Streitgespräch mit dem zum evangelischen Glauben konvertierten Privatdozenten Eugen Rosenstock-Huessy in Leipzig aus seiner religiösen Lethargie. Er erwog eine Konversion zum Christentum. Doch nach längerer Besinnung entschloss er sich, Jude zu bleiben. Beeindruckt von überzeugter und glaubwürdiger christlicher Existenz, konzipierte er eine ähnlich „gelebte“ jüdische Existenz im Dialog mit Christentum und Moderne. Im Weltkrieg, den er als Sanitäter und später als Artillerist an der Balkanfront erlebte, korrespondierte er mit Rosenstock-Huessy, der an der Westfront kämpfte. Es ging um die alte, unverändert strittige, jedoch nach Meinung beider unentbehrliche Beziehung zwischen Judentum und Christentum. 1918/19 entstand

sein religionsphilosophisches Werk „Der Stern der Erlösung“. 1920 begann er das „Freie Jüdische Lehrhaus“ in Frankfurt am Main aufzubauen. Es wurde zum Modell jüdischen Glaubens und Lebens in der Gegenwart. Seit 1922 an Lateralsklerose schwer erkrankt, starb Rosenzweig 1929 kurz vor seinem 43. Geburtstag.



Am Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt hielt auch der in Wien geborene, Religionsphilosoph **Martin Buber** (1878-1965) Vorträge. Im galizischen Lemberg aufgewachsen, war er früh in Berührung mit dem osteuropäischen Judentum und insbesondere mit der chassidischen Tradition gekommen. Er hatte in Wien, Leipzig, Zürich und Berlin eine Fülle von Fächern studiert: 1899 heiratete er eine Katholikin, Paula Winkler. In Wien lernte er Theodor Herzl kennen und schloss sich der zionistischen Bewegung an; einige Jahre leitete er das zionistische Parteiorgan „Die Welt“. 1916 zog er mit seiner Familie nach Heppenheim an der Bergstraße – dort entstand sein philosophisches Hauptwerk „Ich und Du“. Gemeinsam mit Franz Rosenzweig begann er eine Neuübertragung der Hebräischen Bibel ins Deutsche. Bubers Deutsch war eigenwillig, expressiv, manchmal überbordend; dennoch gehören besonders seine Psalmenübersetzungen zu den bleibenden Zeugnissen hebräisch-deutscher Sprachkunst.

1933 legte Buber seine Frankfurter Professur für jüdische Religionslehre und Ethik nieder. Aus der Reichsschrifttumskammer wurde er ausgeschlossen. 1938 gelang ihm die Flucht aus dem nationalsozialistischen Deutschland nach Jerusalem, wo er bis 1951 an der Hebräischen Universität Anthropologie und Soziologie lehrte. (...)

In Israel setzte er sich für gute Beziehungen zu den Arabern ein, was ihm viel Widerspruch und Feindseligkeit eintrug. Heftige Kritik schlug ihm auch entgegen, als er 1953 den „Friedenspreis des Deutschen Buchhandels“ in der Frankfurter Paulskirche entgegennahm.

Bei Buber wie bei Rosenzweig begegnen uns Formen jüdischer Erneuerung, die nicht auf Abgrenzung und starre Orthodoxie bedacht sind, sondern die das Jüdisch-Eigene im Dialog mit anderen Religionen – vorzugsweise mit dem Christentum – herausarbeiten. Darin zeigt sich eine neue Gelassenheit und Sicherheit. Statt sich fallen zu lassen – so führte Buber in seiner Frankfurter Rede aus –, müsse der Bedrohte „seine Urkräfte“ aufrufen und mit ihnen die Umkehr vollziehen. Auch im Gespräch der Völker und der Religionen gelte es, Vertrauen zurückzugewinnen, Vertrauen aufzubauen. Das könne nur im Gespräch und durch die Sprache geschehen. „Darum sind die Tatsache, dass es dem heutigen Menschen so schwer fällt zu beten (wohlgemerkt: nicht, für wahr zu halten, dass es einen Gott gibt, sondern ihn anzureden), und die Tatsache, dass es ihm so schwerfällt, mit seinen Mitmenschen ein echtes Gespräch zu führen, Stücke eines einzigen Sachverhalts“ (Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, Reden und Würdigungen 1951-1960, Frankfurt 1960, 73).



Zum Schluss will ich von dem Komponisten **Herman Berlinski** (1910-2001) berichten, der schon zu einer jüngeren, kurz vor dem Ersten Weltkrieg geborenen

Generation gehört. Er war der vielleicht bedeutendste Erneuerer synagogaler jüdischer Musik – mit Einschluss der Orgel – im 20. Jahrhundert. Ich lernte ihn in den neunziger Jahren in Washington kennen und sah ihm beim mühsamen Einüben seiner expressionistischen

Chormusik in einer reformierten jüdischen Gemeinde zu. Gemeinsam stiegen wir auf die Orgeln im National Shrine und im Tempel Emanu-El.

Berlinski starb am 27. September 2001 in Washington. Im Jahr zuvor konnten meine Frau und ich noch ein Gespräch mit ihm im Haus von Patricia Simon, der früheren Vorsitzenden der Liberalen Gemeinde in München, führen. Berlinski war ein faszinierender Erzähler. Er berichtete, wie seine Eltern 1905 aus dem damals russischen Lodz nach Leipzig geflohen waren, um einem drohenden Pogrom zu entgehen. 1933 musste Berlinski aus dem nationalistischen Deutschland nach Paris fliehen. Er studierte bei Nadia Boulanger und Alfred Cortot, lernte Marcel Dupré und Olivier Messiaen kennen, entkam 1941 glücklich in die USA.

Der Übertritt von der orthodoxen zur reformierten Gemeinde öffnete ihm den Zugang zu seinem geliebten Instrument, der Orgel – und als freischaffender Künstler versuchte er nun in seinem Werk das jüdische Erbe mit der musikalischen Moderne zu verbinden.

Ein wenig resigniert schrieb er mir zu Weihnachten 2000 – es war der letzte Brief, den ich von ihm erhielt –: „Weder die Kirche, und noch viel weniger die Synagoge, haben sich gegenüber der die Liturgie überwältigenden geistlichen Musik als allzu gastfreundlich erwiesen.“

Das war wahrscheinlich auch ein Grund, weshalb Bachs große geistliche Werke so lange auf ihre Wiederauferstehung warten mussten.“

Meine Damen und Herren, man müsste wohl, um ein vollständiges Bild der Lage der Juden vor und nach dem Ersten Weltkrieg zu erhalten, noch vieles einbeziehen – Wirtschaft, Gesellschaft, Familienstruktur, Berufsaufbau, Kommunikation und Medien. Ich habe mit den fünf Lebensläufen einen individuellen und persönlichen Weg gewählt. Doch in den Einzelschicksalen scheint auch das Zeitalter durch, in das ich Sie heute Vormittag im Hinblick auf

Edith Stein einführen wollte. Ich wünschte, es wäre mir gelungen.

Literatur

Rudolf Lill, Die deutschen Katholiken und die Juden in der Zeit von 1850 bis zur Machtübernahme Hitlers, in: Karl Heinrich Rengstorff und Siegfried von Kortzfleisch (Hgg.), Kirche und Synagoge. Handbuch zur Geschichte von Christen und Juden, Darstellung und Quellen, Bd. 2, München 1988, S. 370-420.

Friedrich Battenberg, Das Europäische Zeitalter der Juden. Zur Entwicklung einer Minderheit in der nicht-jüdischen Umwelt Europas, 2 Bde., Darmstadt 1990.

Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Reden und Würdigungen 1951-1960, Frankfurt 1960.

Hans Maier, Böse Jahre, gute Jahre. Ein Leben 1931 ff., München 2011.

Wikipedia-Artikel Fritz Haber, Albert Einstein, Franz Rosenzweig, Martin Buber.

■ Prof. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Edith Steins Konversion in philosophischer Sicht

Die zivilisatorische Falltür von 1914 bis 1918

„Es geht ein katholischer Zug durch die heutige Geisteswelt, eine stille Sehnsucht nach Katholizität, nach einem universalen Kirchenideal.“ Dies Wort Friedrich Heilers, das er in seiner Arbeit über *Das Wesen des Katholizismus* (München 1920) niederlegte, entspricht einem Tatbestande. Seit den Tagen der deutschen Romantik ist die Sympathie für das Leben und die Lehre der Kirche nie eine so starke gewesen als in unserer Gegenwart. Eine nicht kleine Schar evangelischer und jüdischer Intellektueller befindet sich auf der Pilgerschaft zur Kirche. (...) aber leider sind es mehr die außerhalb der Kirche Stehenden und sich nach ihr Sehrenden, als die eigenen Söhne und Töchter, die von dem Wert der kirchlichen Kräfte lebendig, um nicht zu sagen leidenschaftlich, durchdrungen sind.“¹ Diese helllichtigen Worte treffen auch auf Edith Stein zu. In welchem lebensgeschichtlichen und gesellschaftlichen Zusammenhang kommt es zu ihrer Konversion? Der gesell-

schaftliche Hintergrund erhellt sich durch die zwei Jahrzehnte von 1910 bis 1930: Sie enthalten einerseits den katastrophalen Ersten Weltkrieg, nämlich den Bruch der europäischen Geschichte mit dem bürgerlichen 19. Jahrhundert. Dieser Bruch mit der bisherigen politischen Verfassung Zentral- und Osteuropas führt zur mühsamen Umstrukturierung des österreichischen und deutschen Kaiserreiches und zur russischen Revolution 1917. Eine verlorene und gebrochene Generation suchte nach Neuordnung auf den Ruinen Europas; diese Neuordnung bot sich für Mitteleuropa in einer nicht eingeübten Demokratie an und mußte daher von Grund auf, vom „Wesen“ her aufgearbeitet werden.

Der Erste Weltkrieg war jene entsetzliche Zäsur der europäischen Geschichte, die fast unmittelbar auf den Zweiten Weltkrieg zuführte. 1918 markiert dabei nicht allein das Ende eines Krieges, sondern auch eines Lebensgefühls. Symptomatisch für die Epoche ist Oswald Spenglers zweibändiges Werk *Der Untergang des Abendlandes*.

Auch Edith Stein hat Teil an der Gesamtstimmung. Ihr depressiver Grundzug nach

¹ Kölnische Volkszeitung, 15. 8. 1920 (o. Verf.): Der Aufschwung des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker.

den Weltkriegstoden von Adolf Reinach († 16.11.1917) und anderen Kommilitonen ist nicht zu überhören; sie fühlt sich als Überlebende gleichsam mitgestorben und nur zufällig entkommen. 1917 bis 1919 sind wohl die Jahre ihrer tiefsten menschlichen Krise, die sich erst in der Konversion aufzulösen beginnt. Wie der Briefwechsel mit dem polnischen Kommilitonen und Freund Roman Ingarden ausweist, empfindet Stein auch persönlich den Untergang des bisherigen Reiches als Erdbeben.

Andererseits schließt sich, wenn auch unter wirtschaftlichen Krisenzeichen, ein Jahrzehnt voller schöpferischer künstlerischer, literarischer und philosophischer Impulse an. Insbesondere philosophisch wird das Jahrzehnt zwischen 1920 und 1930 fruchtbar: Hingewiesen sei nur auf Heideggers und Husserls diametral entgegengesetzte Analysen Sein und Zeit (1927) und Cartesianische Meditationen (1928).

Vielzahl religiöser Aufbrüche: ver sacrum catholicum

„Und in wie Vielen, in wie Unzähligen ist jetzt die Haupt- und Lebensfrage nach Gott aufgestiegen!“, schrieb der junge Karl Barth schon 1914. In diesem neu anhebenden Schaffen standen die konfessionelle Jugendbewe-

Auszug aus dem Taufregister mit Edith Steins Eintragung und Teresa von Ávilas Buch des Lebens



gung, die liturgische Bewegung (mit einer starken Aufwertung der Monastik), die Akademikerbewegung und eine unerwartete Konversionswelle. Die *Übertritte* in den Nachkriegsjahren waren von erstaunlicher Häufigkeit und Prominenz. Sie fanden meist im Zeichen des neuen „katholischen Frühlings“ statt, während Übertritte zum Protestantismus seltener waren. 1924 erschienen die ungemeines Aufsehen erregenden *Hymnen an die Kirche* der Protestantin Gertrud von le Fort, die 1926 in Rom zum Katholizismus konvertierte.

Andere exponierte Konvertiten dieser Jahre vom Protestantismus zum Katholizismus waren schon 1914 Dietrich von Hildebrand, dann Theodor Haecker aufgrund seiner Übersetzungen Newmans, 1924 die junge Künstlerin Ruth Schaumann (1899-1975), 1929 der Maler Richard Seewald und 1930 noch Erik Peterson, 1936 Werner Bergengruen; im englischen Raum nicht zu vergessen Gilbert Keith Chesterton 1922 und die Nobelpreisträgerin Sigrid Undset in Norwegen 1924.

Edith Stein kennt und liest in dieser Konvertitenliteratur nicht nur den Kommilitonen Hildebrand und Peterson, sondern schätzt und empfiehlt auch le Fort und Undset für den Schulunterricht.

Auf Edith Steins Konversion fällt vor diesem Zeithintergrund ein Licht. Husserls Bemerkung dazu in einem Brief an Ingarden von 1921, es sei „ein Elend in den Seelen“, ließe sich auch umkehren: Die vom Christentum angebotene Sinnkehr wurde zum Leuchtfener einer verlorenen Generation. Edith Stein hat ihre Konversion später in ihrem Hauptwerk *Endliches und ewiges Sein* (1936/37) in eine bei ihr seltene, lyrisch anmutende Ausdrucksweise gekleidet und sich damit gegen Heideggers „Sein zum Tode“ gewandt: „Dieses Sein ist nicht nur ein sich

zeitlich streckendes und damit stets *sich selbst voraus*, der Mensch *verlangt* nach dem immer neuen Beschenktwerden mit dem Sein, um das ausschöpfen zu können, was der Augenblick ihm zugleich gibt und nimmt. Was ihm Fülle gibt, das will er nicht lassen, und er möchte ohne Ende und ohne Grenzen sein, um es ganz und ohne Ende zu besitzen. Freude ohne Ende, Glück ohne Schatten, Liebe ohne Grenzen, höchst gesteigertes Leben ohne Erschlaffen,

kraftvollste Tat, die zugleich vollendete Ruhe und Gelöstheit von allen Spannungen – das ist *ewige Seligkeit*. Das ist *das Sein, um das es dem Menschen in seinem Dasein geht.*" (ESGA 11/12, 479)

Wo Heidegger jedes denkende Aufsteigen in sich selbst zurückmünden läßt, formuliert Edith Stein ein dreifach mögliches Ankommen: bei sich, bei der Welt, beim göttlichen Grund.

■ **Dr. Sabine Düren**

Konversion und literarisches Schaffen bei Gertrud von le Fort – eine Spurensuche

Bei Konvertiten wie Edith Stein gibt es klare Aussagen darüber, dass es die Fülle der Wahrheit war, die sie im katholischen Glauben erkannt hat und die sie zur Konversion drängte. Bei Gertrud von le Fort existieren so klare Aussagen nicht. Doch **zehn Spuren** lassen sich erkennen:

1. Spur: Von der Zerrissenheit zur Einheit

„Ein Konvertit ist nicht etwa ein Mensch, der die schmerzliche konfessionelle Trennung betont, sondern im Gegenteil einer, der sie überwunden hat; sein Erlebnis ist das der Einheit des Glaubens, das ihn überflutet.“ – Ein Satz, der immer wieder zitiert wird, um zu erläutern, dass Gertrud von le Fort nicht mit ihrem protestantischen Glauben gebrochen hat. Dem Satz lassen sich mehrere Informationen entnehmen:

1. Die Trennung der Konfessionen schmerzt die Dichterin.

2. Sie sieht sich als Bindeglied.

3. Sie erkennt nach der Konversion diese Trennung nicht mehr. Oder ihre innere Zerrissenheit. Gertrud von le Fort hat lange

gebraucht für diesen Schritt der Konversion: Erst *„In Bayern ..reifte mein Entschluss zum Eintritt in die Katholische Kirche – ich vermeide den Ausdruck „Übertritt“: für mich bedeutete der Schritt vor allem eine Überwindung der tragischen Trennung innerhalb des Christentums, an der ich von früh auf gelitten hatte. Ich vollzog für meine Person die Vereinigung“*², sagt sie. Hier bestätigt sie die Informationen aus dem vorangegangenen Zitat. Was auffällt, ist der Begriff „Eintritt“, so wie man in ein Haus „eintritt“ und dann daheim ist. Doch nicht erst das katholische Bayern hat sie zu diesem Schritt veranlasst. Schon viel früher hat sie diesen Gedanken mit sich herumgetragen: *„Es bedurfte der ganzen theologischen und historischen Weitschau meiner Heidelberger Lehrer, um diesen Weg zu ermöglichen, dem meine von Jugend auf der Einheit der Kirche zugewandte Innerlichkeit zustrebte.“*³ Lange hat also ihr Weg aus der inneren Zerrissenheit gedauert. In der katholischen Kirche erst hat sie das gefunden, was sie seit ihrer Jugend gesucht hat: die Einheit.

2. Spur: Vom „väterlichen“ zum „mütterlichen“ Gott

Der Vater war für Gertrud von le Fort zweifelsfrei wichtig, auch wenn er bereits 1902 starb, als sie 26 jung war. Sie spricht davon, dass er einen sehr aufgeklärten Glauben gehabt habe und dass sie ihm, dem Verehrer Kants, die Verpflichtung „zu seiner Überzeugung zu stehen“⁴ und zur letzten Selbstverantwortung verdanke. Hier deutet sie an, dass auch die Entscheidung für die Konversion dem Einfluss ihres Vaters geschuldet ist: Sie muss tun, was die Stimme des Gewissens befiehlt.

Aber das war sicher nicht ausreichend. Rechtes, gerechtes Handeln nach Gottes Willen ist stets geprägt von Erbarmen. Hier müssen wir auf die Mutter blicken. Das tiefste religiöse Vermächtnis ihrer Mutter sei der Glaube an Christus als Offenbarung der ewig währenden Gottesliebe. *„Im Glauben an ihn, dessen Namen ihr Mund mich zuerst sprechen lehrte, liegt die einheitliche Linie meines eigenen religiösen Lebens, das später seine Heimat in der katholischen Kirche fand – es liegt darin die unlösbare Verbindung mit dem christlichen Geist meines Elternhauses und der großen religiös betonten Tradition meiner Familie.“*⁵ Dass Gott nicht nur gerechter Vater, sondern auch mütterliches Erbarmen ist, diese Botschaft führt Gertrud von le Fort zum Katholizismus. Die eigene Mutter leitet indirekt zur katholischen Kirche als Mutter, bei der sie Schutz, Frieden und Geborgenheit findet.

3. Spur: Von der irdischen zur himmlischen Heimat

So manche Gründe haben zur Konversion Gertrud von Le Forts beigetragen, sicherlich auch der Verlust der „irdischen“ Heimat in Mecklenburg, nachdem 1920 das alte Familienanwesen in Boek von der Regierung beschlagnahmt worden war.

Ihr Heidelberg-Aufenthalt, so die Dichterin, war, nachdem sie wohnungslos geworden ist, „überschattet von innerer Unruhe“. Und diese Unruhe verstärkt in ihr die Sehnsucht, die in Süddeutschland schließlich gestillt wird. In Bayern findet sie ihre neue Heimat. An erster Stelle nennt sie das benediktinische Kloster Schäftlarn, das „eine Welle geistigen Lebens in dies Gehetzte des Tages“ sendet. Hier kommt sie in Kontakt zu den Kreisen um die Zeitschrift „Hochland“. Aus Baierbrunn, dem neuen Wohnsitz, schreibt Gertrud von le Fort an ihre Freundin Marie Kaiser am 22.8.1923: *„Ich habe in diesen Monaten einen so weiten Weg zurückgelegt, wie Sie vielleicht nicht ganz ahnen [...] Mein innerer Weg ist endgültig vom Katholizismus bestimmt“*⁶. In Rom, wo sie zum katholischen Glauben übertritt, findet sie dann ihre eigentliche Heimat. Rom ist bei ihr eine Metapher für einen komplexen und nur spirituell erfassbaren Sachverhalt. *„Im Angesicht Roms verschwindet das eigene Schicksal, aber nicht als Untergang, wie einige meinten ..., sondern Rom sei eine große Heimat der Form, und alles, was überhaupt die Fähigkeit habe, gestaltet zu werden, das werde hier auch zur unverlierbaren Gestalt.“*⁷

4. Spur: Der Melodie der Jugend folgend

Der Roman „Das Schweiß Tuch der Veronika“ beginnt folgendermaßen: *„Das Lied meiner Jugend war das Lied eines kleinen, römischen Brunnens, der seinen zarten Strahl in das vergreiste Marmorbecken eines antiken Sarkophages ergoss, an dessen Rand man mich als Kind aus dem fernen Deutschland verpflanzt hatte.“*⁸ Vor allem in der Nacht habe sie, die Ich-Erzählerin, seinem Rauschen zugehört. *„Ich fühlte zu diesem Brunnen innige Zugehörigkeit; ja manchmal kam es mir vor, als ob er das Allerverwandteste sei, was ich überhaupt auf der Welt hätte. Denn ebenso wie das zarte, lebendige Wasser [!!!] immer dasselbe*

rauschte, so spürte ich auf dem Untergrund aller meiner Wünsche und Begehren immer einen einzigen leisen, aber unüberwindlich starken Ruf. Zuweilen klang er hold und geheimnisvoll wie die Nähe einer großen, beseligenden Gewissheit, zuweilen quälend dunkel, wie hoffnungslos gefangenes Verlangen ...⁹

Der Brunnen ist ein häufig auftauchendes Motiv. Nicht umsonst verwendet Gertrud von le Fort es hier. Was liegt näher, als an die Begegnung des Herrn mit der samaritanischen Frau am Jakobsbrunnen zu denken? In beiden Fällen wird von der Sehnsucht gesprochen, die das lebendige Wasser weckt. Fühlte Gertrud von le Fort schon in ihrer Jugend, dass der Glaube ihr mehr zu geben vermag, als sie bis dahin erfahren hatte?

5. Spur: Alles einschließen

Alfred Focke nennt Gertrud von le Forts Konversion „eine Eingliederung in das Corpus Christi Mysticum der Kirche“¹⁰, die zu einer Brücke für andere geworden ist. Das bedeutet, dass ins Katholische alles mit eingeschlossen, mit hineingenommen werden kann. Damit wäre der Protestantismus hineingenommen in den Katholizismus, das Jüdische und Heidnische im Christlichen mit eingeschlossen.

Hier seien vor allem drei große Romane der Dichterin genannt, nämlich „Der Papst aus dem Ghetto“ (das Jüdische wird mit eingeschlossen) „Die Magdeburgische Hochzeit“ (der Protestantismus wird mit eingeschlossen) und „Das Schweißbuch der Veronika“ (das Heidnische wird mit eingeschlossen).

6. Spur: Vom abstrakt begrifflichen Denken zum symbolischen Verstehen

Viel wichtiger als Argumente, die als Beleg für Glaubenswahrheiten dienen, ist für die Dichterin die Erfahrung, dass das Leben aus dem Glauben ein Mysterium ist.¹¹

Hier muss nun die mystische Begabung der Dichterin angesprochen werden. Für sie ist das

Weibliche ein Symbol. „Symbole sind Zeichen oder Bilder, in denen letzte metaphysische Wirklichkeiten und Bestimmungen nicht abstrakt erkannt, sondern gleichnishaft anschaulich werden“¹², sagt sie selbst. Das Weibliche als Symbol zeigt sich in drei Formen, der virgo, der sponsa und der mater. Veronika ist ganz sponsa, wie Gertrud von le Fort sie in ihrem Werk „Die Ewige Frau“ beschreibt. Auch Friederike aus „Die Opferflamme“ und Claudia Procula aus „Die Frau des Pilatus“ sind durch und durch bräutliche Figuren im Verständnis le Forts. Die sponsa, so die Dichterin, sei der persönliche Rückhalt in einer Welt, in der jederzeit das Geheimnis der Schöpfung waltet. Sie zeigt dem Mann sein geschöpfliches Urbild, hält ihn in der Ordnung des Seins und ist ihm Verheißung der jenseitigen Welt. Diese Aufgabe wird eigentlich der katholischen Kirche zugeschrieben. Sie ist es, welche die Gnadenhaftigkeit in der Erkenntnis der göttlichen Liebe im gekreuzigten Christus und in der Eucharistie vermittelt. Sie ist diejenige, die der Welt Christus zeigt. Die Kirche als Braut Christi, Heilsträgerin und Heilsvermittlerin – welcher Gegensatz zum protestantischen „solus Christus“! Nicht umsonst nennt Theodor Kampmann Gertrud von le Fort in seiner Laudatio zur theologischen Ehrenpromotion 1956 „die Dichterin des Mysteriums der Kirche“¹³ und begründet es folgendermassen: Was im Werke Gertrud von le Forts vor allem aufleuchtet, ist das magnum mysterium des Reiches der Himmel.“¹⁴ Kirche bedeutet bei ihr nicht nur die geographische Katholizität, sondern verweist immer auch auf das nicht Sichtbare, das Mysterium. Kirche als Braut Christi, die Heilsträgerin und Heilsvermittlerin ...“ Und die Frauengestalten in ihren Werken verdeutlichen diese Sponsa-Berufung der Frau. „So spiegelt die Frau den Geheimnischarakter der Schöpfung wie der Kirche, der Person wie des Christen.“¹⁵ Und nicht nur die bräutlichen, sondern auch die mütterlichen

Figuren weisen auf das Handeln der Kirche hin: „In der mütterlichen Sendung ihres Apostolats berührt sich die Frau am innigsten mit dem Wesen der Kirche“. Dieses Kirchenverständnis ist ein durch und durch katholisches! Und die Dichterin verweist auf die nächste Spur: „*Nicht allein, dass die Kirche die Frau – jede Frau – ... mit sich selbst vergleicht, sie hat auch eine Frau zur Königin des Himmels erklärt*“¹⁶

7. Spur: In den Fußstapfen Mariens

Zahlreiche mütterliche Gestalten bei Gertrud von le Fort treten in die Nachfolge Mariens. Sie spricht vom „Erbarmen der mütterlichen Frau“¹⁷, die Erbarmen statt Vergeltung, Barmherzigkeit statt männlichem Gerechtigkeitswahn verkündet und lebt. Erlösung durch Erbarmen bringt etwa Bice aus „Die Tochter Farinatas“.

Dies erinnert an die Miterlöserschaft Mariens: „...*sie [die Kirche] hat sie die »Mutter des Erlösers«, die »Mutter der göttlichen Gnade« genannt.*“¹⁸ „*In dem demütigen »fiat«, mit dem sie dem Engel antwortet, hängt das Geheimnis der Erlösung von der Kreatur her.*“¹⁹ – Auch Bice spricht das „Fiat“. Hier begibt sich Gertrud von le Fort ganz auf katholischen Boden, wenn sie auf die Mitarbeit des Menschen an der Erlösung hinweist, die ihren Anfang mit dem „Fiat“ einer Frau genommen hat (im Gegensatz zum protestantischen „sola gratia“ und „solus Christus“). Maria ist das Urbild des Menschen – wie er sein sollte und von Anfang an gedacht war: ohne Erbsünde, ganz Hingabe, treue Mitarbeit an der Weiterführung der Schöpfung und der Erlösung.

Mit anderen Worten sagt das unsere Dichterin: „*Denn wo Maria waltet, wo die bräutliche Liebe der Frau anwesend ist, da kann die Welt nicht ganz verirren und zugrunde gehn, immer wird da noch ein andres Wort mitgesprochen werden, als das der starren Gerechtigkeit und der selbstherrlichen Kraft.*“²⁰

Die mütterliche Liebe einer Frau, die mütterliche Liebe Mariens, die mütterliche Liebe der Kirche – sie verschmelzen bei Gertrud von le Fort zu einem. Und dadurch wird deutlich, welche Bedeutung Gertrud von le Fort Maria beimisst. Sie wird nicht – wie im Protestantismus, als Vorbild im Glauben gesehen, sondern spielt eine wichtige und aktive Rolle im Erlösungsgeschehen. Nicht „solus Christus“, sondern: „*Das Kind in der Krippe und seine Mutter stellen das Urevangelium dar*“²¹.

8. Spur: Vom Fiat zum Plus Ultra

Dies war ursprünglich das persönliche Symbol Kaiser Karls V., der vor seiner Wahl zum römisch-deutschen Kaiser bereits König von Spanien war. Die Säulen und das Spruchband nahm er auch in sein Kaiserwappen auf. Die ursprüngliche Version war auf Französisch, Karls Muttersprache. Gertrud von le Fort überschreibt eine Novelle mit diesem Leitspruch. Immer wieder findet sich dieses „Plus Ultra“ bei Gertrud von le Fort: „*die Sendung der Frau schwingt über die Frau hinaus und berührt das Weltgeheimnis: die Verkündigung an Maria ist die Verkündigung an die gesamte Kreatur, aber an die Kreatur in ihrem Vertretensein durch Maria*“²² – so wie Arabella den Regenten vertritt.

9. Spur: convertere ad Dominum Deum

Die Feierlichkeit der Liturgie faszinierte Gertrud von le Fort: „*In diesem trostlosen Versinken aller bisherigen Sicherheiten hatte der katholische Gottesdienst etwas unbeschreiblich Erhebendes und gab Trost, [...] – per saecula saeculorum – Und so kam es ohne eigentliche Absage an die evangelische Kirche bei mir zu jenen Hymnen an die Kirche, in denen sich meine Sehnsucht nach etwas Zeitlosem, Unerschütterlichem ausströmte.*“²³ Der wortbetonte, nüchterne Gottesdienst des Protestantismus konnte anscheinend hier nicht mithalten. „*Ich habe mich kaum mit den theo-*

logischen Streitfragen der Bekenntnisse auseinandergesetzt, entscheidend war für mich die Erhabenheit der Liturgie, die Unwiderlegbarkeit der letzten Glaubensgründe, welche keiner dialektischen Begründung bedarf, sondern nur die Einstimmung in ein heiliges, ewiges Geheimnis“²⁴, sagt die Dichterin.

10. Spur: Das Loblied auf die katholische Kirche

Gertrud von le Fort betrachtet die Kirche als Ort der Rettung und des Lebens. Dies wird vor allem in den „Hymnen an die Kirche“ deutlich, denn „die Hymnen an die Kirche stehen offenkundig im Zusammenhang mit ihrer 1926 vollzogenen Konversion“²⁵.

Später verschmilzt in den Hymnen die Identität des Ich mit der Identität der Kirche und die Seele der Einzelperson geht über in die Überpersönlichkeit der Kirche. Das Ich wird zur Kirche selbst: „Dann überwindet die Seele allmählich ihre Zweifel und fängt an, ihr Vertrauen in die Kirche zu setzen, und dies wird auch darin deutlich, dass die Seele nie mehr sich mit der Kirche, sondern andere Menschen in ihren Beziehungen zu dieser vergleicht. Ferner, je mehr das Vertrauen der Seele wächst, je mehr sie sich zur Kirche wendet, desto weniger direkt werden die antithetischen Behauptungen einander gegenübergestellt.“²⁶ Solche großartigen Worte beschreiben eben nicht die römisch-katholische Amtskirche zu ihrer Zeit, sondern den Corpus Christi Mysticum.

Schluss

Die Gründe von Konversionen zu erkennen, ist schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Fest steht, dass Gertrud von le Fort nach Hause gefunden hat. „Ich bin in Rom der Form nach zur katholischen Kirche übergetreten – innerlich gehörte ich ihr schon weit länger an. Ich habe seither die Erfahrung gemacht, dass sich durch die äußere Form des Übertritts keine

schwereren Anforderungen für mich ergeben haben als vorher, es ist im Gegenteil alles viel leichter geworden, weil ich die große Hülfe habe, am Empfang der Sakramente teilnehmen zu dürfen ... Ich glaube daher ganz bestimmt, dass sie sich in keiner Weise fürchten brauchen, den katholischen Anforderungen nicht genügen zu können‘. Diese Anforderungen sind im Grunde keine Lasten, sondern Hülfen und Stützen unseres religiösen Lebens.“²⁷ Diese Aussage steht im krassen Gegensatz zu der überspitzten, individualistischen Religiosität mit ihrer fast unbeschränkten Glaubensfreiheit von heutigen Menschen, die zwar katholisch getauft sind, aber in der Kirche nie eine Heimat gefunden haben. Der Ruf zur Konversion im Sinne von Umkehr ergeht an uns alle!

¹ Gespräch mit P. Engelmeier, in: Münchner Merkur vom 8/9.10.1966; vgl. Aufzeichnungen und Erinnerungen

² Gertrud von le Fort, Die Frau und die Technik

³ Hälfte des Lebens

⁴ Gertrud von le Fort, Mein Elternhaus · 5 Ebd.

⁶ Marburger Katalog (1983), S. 41, zitiert nach Goslich, S. 75

⁷ Schweißbuch der Veronika

⁸ Gertrud von le Fort, Das Lied meiner Jugend · 9 Ebd.

¹⁰ Focke, Alfred, „Nun löst mir Kleid und Schuhe“, S. 52

¹¹ Vgl. Brief an eine Unbekannte vom 28.12.1926, Abschrift DLA: 82.303

¹² Gertrud von le Fort, Die Ewige Frau

¹³ Kampmann, Laudatio

¹⁴ Ebd. · 15 Ebd.

¹⁶ Gertrud von le Fort, Die Ewige Frau

¹⁷ Gertrud von le Fort, Ewige Frau

¹⁸ Gertrud von le Fort, Die Krone der Frau

¹⁹ Gertrud von le Fort, Die Krone der Frau

²⁰ Gertrud von le Fort, Das Bild der Madonna

²¹ Gertrud von le Fort, Das kleine Weihnachtsbuch

²² Gertrud von le Fort, Die Krone der Frau

²³ Gertrud von le Fort, Notizen zum 2. Teil ihrer Selbstbiographie. Typoskript von Eleonore von La Chevallerie im Nachlass, S.7, zitiert nach Goslich, S.77

²⁴ Zit. n. Gertrud von Le Fort. Ausstellung (Anm. 26), 21

²⁵ Meyerhofer, Nicolas J., Gertrud von le Fort, S. 37

²⁶ Hilton, Zu den „Hymnen an die Kirche“, S. 102

²⁷ Vgl. Brief an eine Unbekannte vom 28.12.1926, Abschrift DLA: 82.303

Teresa von Ávilas „fortwährende Conversio“

Teresa de Cepeda y Ahumada (1515-1582) war eine ungewöhnliche Frau, von der gesagt wurde, sie habe jedem, der ihr begegnet ist, den Kopf verdreht... Eben diese Heilige, Mystikerin, Karmelitin, Ordensreformatorin und „Abenteurerin Gottes“, Managerin „von Gehorsams Gnaden“ und begnadete Schriftstellerin“ gilt als „personifizierte „Kommunikation mit Gott und den Menschen“.

Und gerade *Teresa von Ávila*, dieses „Jahrhunderttalent“ an Organisationskraft, Weitblick und ungewöhnlicher Menschenkenntnis, deren ungewöhnliche Geistesschärfe und Sprachkraft auch uns Heutige noch begeistert, hatte in Herkunft und Leben mit dem Thema der „conversos“ und der „Conversio“ zu tun.

1515 in Ávila, Kastilien, geboren, durchquerte sie bis zu ihrem Tod 1582 ganz Spanien, um in 18 Klostergründungen die von ihr initiierte Ordensreform durchzusetzen, wobei sie als Autodidaktin Werke der Weltliteratur wie ihre *Autobiographie*, (deren Lektüre Edith Stein zur Konversion anregte!) die „*Seelenburg*“, den „*Weg der Vollkommenheit*“, ihre „*Klostergründungen*“ u.a. niederschrieb. Bereits unter der Herrschaft der „*Katholischen Könige*“ (*Ferdinand und Isabella*), und später unter *Philipp II.* hatte das unerbittliche Auge der „*Santa Inquisición*“ über die Reinerhaltung des katholischen Glaubens gewacht. Teresa sollte die perfiden Taktiken und Schikanen dieser „Glaubensbehörde“ schon bald aus eigener Anschauung kennenlernen! Das letzte Bollwerk der 700jährigen Maurenherrschaft war 1492 gefallen. Die Juden waren des Landes verwiesen und Amerika war entdeckt worden.

Durch die väterliche Abstammung – Teresas Großvater, *Juan Sánchez de Toledo*, hatte erst 1485 vom Judentum konvertiert – zählt Teresa zu den sogenannten „**conversos**“, den (meist zwangsbekehrten) Juden, denen ein gewisser Hang zur Innerlichkeit und Weltverachtung eigen ist.

I. Der „Makel der Geburt“ oder: Terasas Herkunft als „Conversa“

Diese Zugehörigkeit zu den „conversos“ hat Teresa selber beharrlich verschwiegen und sie wurde auch von ihren Biographen bis ins XX. Jahrhundert trickreich verleugnet. Erst 1946 bringt die Wende durch die Entdeckung und Veröffentlichung eines Auszugs aus den Prozessakten der *Real Cancillería de Valladolid* durch Narciso Alonso Cortés, aus denen wir von diversen Prozessen des *Alonso Sánchez de Cepeda* (Terasas Vater) und seiner zwei Brüder erfahren. Am 6. August 1519 (Teresa ist 4 Jahre alt!) geht es konkret um die Verteidigung des „käuflich erworbenen“(!) Adels der *Brüder Sánchez de Cepeda* und die erneute Bestätigung desselben. Desgleich erfahren wir, dass Teresas Großvater, *Juan Sánchez de Toledo* am 22. Juni 1485 vor dem Inquisitionstribunal von Toledo bekannt hatte, „*viele und große Vergehen und Delikte der Häresie und Apostasie gegen unseren heiligen katholischen Glauben getan und begangen zu haben.*“ Somit steht die jüdische Abkunft Teresas zweifelsfrei fest. Zuvor jedoch hatte besagter Großvater 1485 noch im Büßergewand vor einer gnadenlosen Öffentlichkeit durch die Stadt Toledo ziehen und für seine

früheren religiösen Verfehlungen Abbitte leisten müssen.

II. Auswirkungen der Converso- Problematik auf die Familie und Person Terasas

Die „*Reinheit des Blutes*“ wird zum Qualitätsnachweis (auch für Teresas Familie) und zum Beweis der „*honra*“ (Ehre, dem spanischen Schlüsselwort schlechthin!). 1449 werden in Toledo die sog. „*Reinheitsstatuten*“ eingeführt, um einerseits die Ruhe im Volk wiederherzustellen und andererseits die Unterwanderung der Gesellschaft und der kirchlichen Ämter durch Scheinbekehrte zu vermeiden.

III. Teresa, „*conversa*“ im Doppelsinn des Wortes

Im Falle von Teresa meint der eigentliche Sinn des Begriffs „*Conversio*“ aber einen Prozess der radikalen Abkehr von der bisherigen „*laschen*“ und bequemen Lebensweise ihrer ersten 28 Klosterjahre hin zu einem Leben in selbstgewählter Einfachheit und Armut. Und dies geschieht keineswegs „*über Nacht*“, sondern ist vielmehr ein langer, dornenreicher Weg, bei dem „*Su Majestad*“ (*Jesus*) immer wieder sichtbar eingreift.

Teresa berichtet uns von diversen „*Visionen*“, die ihr Herz auf diese radikale Umkehr vorbereiten: „*Als ich ein anderes Mal mit diesem Menschen zusammen war, sahen wir (...) so etwas wie eine große Kröte auf uns zukommen. Die Wirkung, die das auf mich hatte, scheint mir nicht ohne geheime Absicht gewesen zu sein. Und auch das konnte ich nie vergessen.*“ (V 7, 8):„

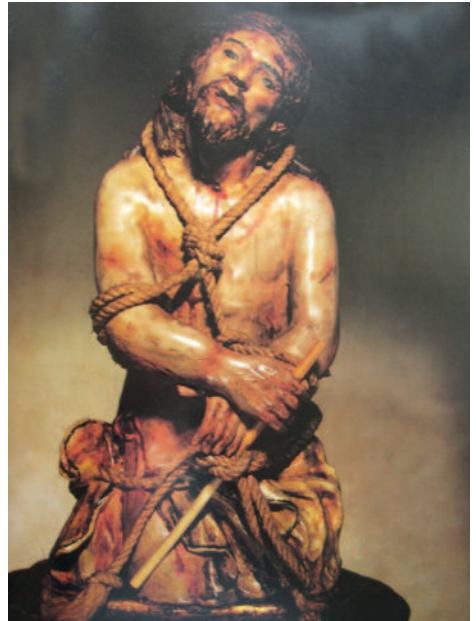
IV. Die Vision des „*erzürnten Christus*“

Hierzu ein weiteres Beispiel aus Teresas Feder: „*(...) wie ich nun also mit jemandem zusammen war, (...) wollte der Herr mir zu verstehen geben, dass derartige Freundschaften*

nichts für mich seien, und mich davor warnen (...) Christus zeigte sich mir in großer Strenge und gab mir zu erkennen, wie sehr ihn das betrübte. Ich sah ihn mit den Augen der Seele viel klarer als ich ihn mit den leiblichen hätte sehen können; und er blieb mir so eingepägt, dass mir ist, als hätte ich ihn jetzt noch vor mir, obwohl dies mehr als sechsundzwanzig Jahre her ist. Ich war sehr erschüttert und verwirrt und wollte mit der Person, mit der ich zusammen war, nichts mehr zu tun haben.“ (V 7, 6)

V. Teresas „*eigentliche*“ Konversion vor einem „*Cristo muy llagado*“:

Da geschieht 1554 das Unerwartete: vor einem Bild Christi, das ihn als Schmerzensmann zeigt, wird Teresa angerührt, aufgewühlt, bis sie, in Tränen aufgelöst, sich vor ihm niederwirft



und gelobt, von nun an nur noch Ihm zu leben. Dieses Erlebnis einer echten Konversion wird der Beginn eines völlig neuen Weges radikaler Selbstaufgabe, der sie in ungeahnte Höhen mystischer Vereinigung führen sollte. Immer

wieder ist Gott selbst derjenige, der die Initiative ergreift. Teresas „Ant-Wort“ ist sie selbst, die Hingabe ihrer Kräfte, ihrer Zeit, und vor allem ihres feurigen, liebesbedürftigen Herzens. Hier der Originaltext: „*Da geschah es, als ich eines Tages ins Oratorium ging, dass mein Blick auf ein Bild fiel. Es stellte Christus als Schmerzensmann, mit vielen Wunden bedeckt, dar. Ich war bestürzt, den Herrn so geschunden zu sehen, denn hier war lebendig zum Ausdruck gebracht, was er für uns gelitten hat. Mein Schmerz war so unermesslich, dass er mir das*

Herz zu zerreißen schien. Ich warf mich vor ihm nieder, und unter zahlreichen Tränen bat ich ihn, mir doch endlich die Kraft zu geben, ihn nicht mehr zu beleidigen.“ (V 9,1) Die Frucht dieser „*Conversio*“ schildert Teresa im 23. Kapitel ihrer Autobiographie, wenn sie von einem „*anderen, neuen Leben*“ berichtet: „*Das bis hierher war meines; das, was ich gelebt habe, seitdem ich diese Gebetserfahrungen zu erläutern begann, ist – wie mir scheint – jenes (neue) Leben, das Gott in mir lebt.*“ (V 23, 1-2)

Gertrud von le Fort

„Gemeinsamer Besitz einer christlichen Kultur“

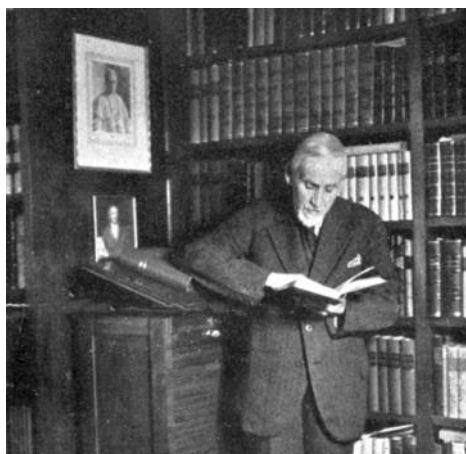
1937 an Carl Muth, den Herausgeber der Zeitschrift HOCHLAND, zum 70. Geburtstag

[...] Meine Erinnerung gleitet, während ich Ihnen diesen Geburtstagsbrief schreibe, zurück bis zu einem mir selbst nicht mehr ganz genau bestimmbar Augenblick der Nachkriegszeit – also jener Zeit, da uns die Schauer eines untergehenden Abendlandes streiften und wir zu ahnen begannen, daß dem Zusammenbruch der deutschen Macht ein Zusammenbruch der geistigen und religiösen Güter unseres Volkes, nein: der ganzen Welt zu folgen drohte, oder ihm – in einer tieferen Schau – bereits vorausgegangen war. Mit großer Deutlichkeit entsinne ich mich noch aller äußeren Umstände des Augenblicks: ich sehe mich selbst in einem der überfüllten D-Züge jener Tage sitzen – nicht im Abteil, sondern auf meinem Kofferchen im Gang, auf den Knien eine Zeitschrift, die ich mir am Bahnhof für die vielstündige Eisenbahnfahrt gekauft hatte, unbekannt mit ihrem Wesen und Inhalt, angezogen nur durch den

Titel, der aus einer chaotischen Gegenwart hinauszudeuten schien.

Die Reise auf dem Kofferchen in Gesellschaft der unbekannt Zeitschrift wurde mir zu einem wunderbar beglückenden Erlebnis. Denn ich befand mich da mit dieser Zeitschrift wirklich in einer Welt, die weder an den Untergang des Abendlandes noch an den unseres Volkes glaubte, sondern an deren Auferstehung und Erneuerung – ich befand mich in einer christlichen Welt. Ich befand mich – das war mir natürlich sehr bald klar geworden – im geistigen Raum einer katholischen Zeitschrift, aber gleichzeitig doch in meiner eigensten Heimat, und zwar nicht nur deshalb, weil darinnen auch nichtkatholisches Geistesgut in weiter Schau erblickt und gewürdigt wurde, sondern vielmehr weil die ganze Haltung dieser Zeitschrift meine teuersten Besitztümer, das Erbe meines frommen, protestantischen Elternhauses, gleichsam mit einzuschließen schien. Ja gerade dieser Eindruck des Einschließenden –

ich entsinne mich dessen genau – war das eigentliche Wesen dieser unvergeßlichen Begegnung! Ich erlebte damals zum ersten Mal mit vollem Bewußtsein, daß es trotz aller schmerzlichen Spannungen und Spaltungen innerhalb des Christentums den gemeinsamen Besitz einer christlichen Kultur gibt, ich erlebte die geistige Haltung einer katholischen Zeitschrift als universale, christliche Geistes- und Liebeshaltung, ich erlebte die umfangende, die mütterliche Gebärde des Katholischen – ich erlebte also damals das Wesen des wahrhaft Katholischen überhaupt.



Und nun, sehr verehrter Herr Professor, verstehen Sie ohne Zweifel, weshalb es mich drängte, Ihnen hier in meinem Geburtstagsbrief gerade von meiner frühesten Begegnung mit Ihrem Werk zu erzählen: in dieser Begegnung zeichnet sich deutlich der weit vorausfallende Schatten des Erlebnisses der Kirche selbst ab – in der Sphäre des Kulturellen. Denn das Entscheidende in der Begegnung mit der Kirche ist doch für den von außen Kommenden auch wiederum jenes große Innewerden einer einschließenden, mütterlich umfangenden Gebärde. Der Konvertit – Sie wissen, daß ich seither ein solcher wurde – ist ja nicht, wie mißverstehende Deutung zuweilen meint, ein Mensch, welcher

die schmerzliche konfessionelle Trennung ausdrücklich betont, sondern im Gegenteil einer, der sie überwunden hat: sein eigentliches Erlebnis ist nicht das eines anderen Glaubens, zu dem er ‚übertritt‘, sondern sein Erlebnis ist das der Einheit des Glaubens, die ihn überflutet. Es ist das Erlebnis des Kindes, welches inne wird, daß sein eigenstes religiöses Besitztum – das zentral-christliche Glaubensgut des Protestantismus –, wie es aus dem Schoße der Mutterkirche stammt, auch im Schoße der Mutterkirche erhalten und geborgen bleibt. Es geht also bei ihm – zugespitzt gesagt – um die aufleuchtende Erkenntnis, daß die Glaubensspaltung in letzter religiöser Schau weniger eine Spaltung des Glaubens ist als eine Spaltung der Liebe, und daß die theologische Überwindung jener niemals gelingen kann, wenn ihr nicht die Überwindung dieser bereits vorausgegangen ist.

Und hier, hochverehrter Herr Professor, kehren nun diese Zeilen zu ihrem eigentlichen Anliegen zurück: die Feier Ihres Geburtstages, die Feier Ihres Werkes, die wir begehen, fällt mit einer Weltstunde zusammen, in welcher – wir brauchen nur nach Spanien zu blicken – die bangen Ahnungen jener Nachkriegsstunde, von der ich ausging, bereits teilweise erfüllt sind. Es bedeutet die Einsicht in den tiefen Ernst der Gesamtlage, wenn sich innerhalb unseres eigenen Volkes wie innerhalb der ganzen christlichen Welt weit inniger als früher die Sehnsucht nach der Überwindung aller Gespaltenheit erhebt, nicht etwa deshalb, weil eine geschlossene Macht leichter zu siegen vermag – das wäre ganz unreligiös gedacht –, sondern weil die Überwindung der Spaltungen bereits der Sieg ist: die Erscheinung der einigen Liebe Christi, die wir jetzt in der Trennung nur unvollkommen und darum nicht triumphierend genug darzustellen vermögen; kein Vorwurf trifft ja das Christentum tiefer als der einer Zerklüftung seiner eigenen Reihen!

Wenn aber hier nun die ganz besondere religiöse Sehnsucht und Sendung unserer Tage einsetzt, dann, verehrter Herr Professor, haben Sie dieser Sendung gedient, lange bevor sie in der heutigen Eindringlichkeit vor uns stand: Sie haben die Erfüllung der religiösen Aufgabe vorbereitet, indem Sie uns immer wieder die Gemeinsamkeit der christlichen Kultur zeigten, die ja doch nur möglich ist als Ausstrahlung auch eines weithin gemeinsamen religiösen Besitzes. Nehmen Sie Dank dafür, daß Ihr Werk so groß, so weit, so im wahren wörtlichen Sinne ‚katholisch‘ war, daß es auch die von außen Herantretenden zu erreichen, zu umfassen und mit zu vertreten vermochte – nehmen Sie dafür Dank einer von außen Gekommenen: er ist nicht mein Dank allein! Ich erbat für mein Erlebnis nur deshalb Ihre Aufmerksamkeit, weil sich darin ein weithin allgemeines darstellt, gleichviel, ob nun seine Auswirkung sichtbar wird oder unsichtbar bleibt – es gibt auf dieser

Straße viele Stufen der Erfüllung; auch die unscheinbarste ist ein unendliches Versprechen! Der Konvertit stellt die lebendige Vereinigung der getrennten Liebe dar, er ist gleichsam die Brücke, die zwei Ufer berührt und verbindet. Lassen Sie mich von dieser Stellung Gebrauch machen und vor Ihnen die Vertreterin meiner nicht katholischen Brüder und Schwestern sein – sie dürfen heute nicht in unseren Reihen fehlen! Denn gerade durch ihre Anwesenheit und Teilnahme erscheint für uns der Strahl der Verheißung jener einigen Liebe, die uns vielleicht erst in der Ewigkeit vollkommen verbinden wird, die aber schon hier in der Zeit das unverrückbare Ziel bleibt und zugleich die einzige untrügliche Hoffnung für die Versöhnung einer trostlos zerrissenen Welt!

Gertrud von le Fort
Erstveröffentlichung 1937 in:
Aufzeichnungen und Erinnerungen 1952

Gertrud von le Fort: Woran ich glaube „Ich glaube an den Sieg des Erbarmens.“

„DIE Antwort auf die Frage, woran ich glaube, ist für mich mit der Weihnachtsbotschaft des Evangeliums gegeben. In der Verkündigung «Gott ist Mensch geworden» schließen sich die Abgründe des unerforschlichen Gottes, und wir werden auf den Menschen gewiesen als die Offenbarungsstätte, zu der Gott als Liebe niederstieg. Ich glaube also an Gott und an den Menschen, aber – um dies gleich vorweg zu nehmen – nur weil ich an Gott glaube, kann ich auch an den Menschen glauben, der Mensch ohne Glauben an Gott, das heißt seine Menschlichkeit, ist in unseren Tagen weithin

unglaublich geworden. Denn die Weihnachtsbotschaft bedeutet ja nicht nur das einmalige Geschehen der Christnacht, die Geburt des Gotteskindes zu Bethlehem, sondern es geht um die Bereitschaft, in unserer Menschlichkeit einen Strahl jener Gottesliebe widerzuspiegeln und sichtbar zu machen, wenn auch nur als unendlich schwacher Abglanz.

Heute ist dieser Sinn der Weihnachtsbotschaft sehr vielen entschwunden. Wir ersticken zwar an Geschenken und äußerlichen Festvorbereitungen – die ganze Adventszeit, ehemals der inneren Sammlung auf das Erscheinen der

Gottesliebe gewidmet, ist zum Tummelplatz des sogenannten «Weihnachtsgeschäftes» geworden, ja es gibt sogar die pflichtmäßigen «Weihnachtsgratifikationen». Zwar gehört auch Schenken und Erfreuenwollen zu einer echten Weihnacht eben als Ausdruck der vom Menschen widergespiegelten Gottesliebe – diese Bedeutung aber wird in der atemlosen Hetze des heutigen Lebens weithin übersehen oder als unverständlich abgelehnt. Das liegt nicht am Stande unserer Wissenschaft oder einer hochentwickelten Technik, wie oft behauptet wird – keine Wissenschaft und keine Technik ist für die Beurteilung des Glaubens an die Gottesliebe zuständig –, sondern es liegt weithin an den erschütternden Erlebnissen der letzten Jahrzehnte, die dem Menschen den Glauben an seine Menschlichkeit genommen haben. Das Gefühl, der Boden unter unseren Füßen, ja die ganze Erde begänne zu schwanken, entspricht vollkommen unserer Lage. Und daran kann auch der laute Triumph, daß wir am Vorabend des interplanetarischen Verkehrs stehen, nichts ändern. Im Gegenteil, gerade im Hinblick darauf ist ja die Katastrophe unserer Lage klar geworden.

Haben wir uns eigentlich schon gefragt, welche geistigen Voraussetzungen wir mitbringen, wenn es uns wirklich gelingen sollte, Mond und Sterne anzufliegen? Die Antike sah deren Bahnen von kosmischer Liebe geordnet, sie vernahm die Harmonie der Sphären. Was vermöchten wir dagegen zu bieten? Welche Botschaft hätten wir ins All zu tragen? Sind es die Parolen des ewigen Streites unserer Erdenvölker, die Kanonen, Bomben und Raketen, mit denen wir einander zu vernichten trachten? Ist es unsere Gier nach Geld und Macht, ist es unsere schreckliche Rastlosigkeit oder gilt hier nur der Trieb der Wissenschaft und Forschung – sicherlich noch das berechtigteste Motiv –, allein Wissenschaft und Forschung ohne metaphysischen Besitz stoßen ins Leere: was wir den

Sternen nicht verkünden können, kein Stern wird es uns verkünden mit Ausnahme jenes Einen, der einst über Bethlehem erschien. Aber dieser Stern ist für viele unserer Brüder und Schwestern untergegangen.

Wo die Liebe sich versagt, bleibt nur das Leiden übrig. In dem tausendfachen Leben, das der Mensch in den letzten Jahrzehnten grausam vernichtete, in dem millionenfachen Leben, das seine Atombomben zu vernichten bereit wären, wird die Liebe Gottes selbst ans Kreuz geschlagen, das Göttliche in seiner irdischen Erscheinung getötet. Hier geht der tiefe Zusammenhang auf zwischen einer verlorenen Menschlichkeit und einem weithin verlorenen Glauben! Der Stern Bethlehems bedeutete das Erscheinen Gottes im Menschen. Aber dieses Erscheinen sollte kein einmaliges sein: immer wieder muß das Göttliche im Menschen geboren werden!

Allein, wie ist dies möglich, wie soll Gott sich noch im Menschen offenbaren, wenn dieser seine Menschlichkeit verloren hat? Nur mit tiefer Erschütterung können wir heute die mehr als zweihundert Jahre zurückliegenden Forderungen der Menschlichkeit lesen, die der große Feldherr Prinz Eugen an seine Truppen stellte, nur mit Scham können wir sie mit den Methoden des sogenannten «totalen Krieges» vergleichen. Der heutige Mensch, wenn er sich zur Erfahrung der Gottesliebe bekehren will, muß sich zunächst einmal zu seiner eigenen Menschlichkeit bekehren. Daß eine solche Bekehrung selbst im Atomzeitalter möglich ist, daran glaube ich trotz der scheinbaren Unaufhaltsamkeit der heutigen Entwicklung. Als Dichterin habe ich mich immer wieder zu diesem Glauben bekannt: besonders die weiblichen Gestalten meiner Bücher sind Trägerinnen dieses Glaubens, von ihnen allen gilt das unvergeßliche Wort, das eine edle, adventlich gestimmte Antike den Frauen in den Mund legte:

Wir sind die Hüterinnen,
Wachen ist unser Auftrag,
Unser Amt ist der Friede,
Die Tat ist des Mannes,
Doch wiegt sie gering
Vor dem großen Erbarmen.

Nur in demselben Maße, wie wir uns zu unserer Menschlichkeit bekennen, wird uns auch wieder die Gewißheit des Göttlichen zuteil werden. Denn die menschliche Liebe antwortet nicht nur in der göttlichen, sondern sie bezeugt sie auch, sie macht uns ihrer gewiß.

Nicht der triumphale Flug in den Weltenraum, wenn er uns wirklich gelingen sollte, sondern Liebe und Erbarmen werden uns von dem furchtbaren Grauen vor uns selbst befreien. Kein Wort der Heiligen Schrift ist heute so gültig wie dieses: «Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?»

Ich glaube an die Liebe Gottes, ich glaube an den Menschen, ich glaube selbst im Atomzeitalter an den Sieg des Erbarmens.“

*Gertrud von le Fort. Woran ich glaube.
DIE ARCHE Zürich 1968*

Das Jahr 2016 – Erinnerung an prägende Ereignisse im Leben der Gertrud von le Fort

Vor 140 Jahren, am 11. Oktober 1876 wurde Gertrud von le Fort in Minden geboren. Über die religiöse Sozialisation in ihrem Elternhaus schrieb sie:

„Eine starke kirchliche Bindung besaß mein Vater nicht, aber er besaß ein hohes Maß der Ehrfurcht vor dem religiös Gewordenen, er besaß die religiöse Reife zur Bejahung der überkommenen Form: soweit ich zurückzudenken vermag, nahm mein Vater stets am Kirchgang und am Abendmahl teil, er hielt bei seinen Kindern auf das Tischgebet.

Die eigentlich religiöse Seele unsres Hauses war meine Mutter. Ihre Frömmigkeit ruhte durch und durch auf Erfahrung, sie war sehr unmittelbar, zart und verschwiegen. Salbungsvolle Reden liebte meine Mutter nicht, sie mokierte sich darüber. Wenn man auf ihre fleißigen Kirchgänge anspielte, sagte sie, sie wolle doch nicht bei ihrem Begräbnis „erleben“, daß ihr der Pastor eine schlechte Note gebe. – Die Bibel meiner Mutter ist voll am Rande bemerk-

ter Daten, die den Trost und die Kraft bezeugen, die sie bei den verschiedensten Anlässen ihres Lebens in der Heiligen Schrift suchte und fand. Neben der Bibel gehörten unzertrennlich zu ihr die ‚Losungen der Brüdergemeinde‘, die sie täglich las, die „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis und der „Liederschatz“, eine alte Sammlung evangelischer Kirchengesänge. Dieser ‚Liederschatz‘ war ihre besondere religiöse Gabe an uns. Die täglichen Morgenandachten, die sie mit ihren Kindern hielt, bestanden nicht aus langen Betrachtungen, sondern aus der Vorlesung eines dieser kraftvoll-schönen Lieder. In der großen Liebe meiner Mutter für das evangelische Kirchenlied vereinigte sich ihre Frömmigkeit mit ihrem ausgesprochenen Sinn für Poesie überhaupt. Ich habe niemand gekannt, der so viele Gedichte auswendig wußte wie sie! Wenn wir den Liederschatz nicht zur Hand hatten, sprach sie seinen Inhalt aus dem Gedächtnis. Sie wählte diese Lieder stets mit Sorgfalt aus: wenn der Morgen beson-

ders strahlend war, las sie uns das Lied: ‚Die güldene Sonne‘ –“. Im ganzen folgte sie bei ihren Vorlesungen dem Kirchenjahr, dessen Gang sich uns dabei früh und tief einprägte. – Meine Mutter liebte vor allem die Lieder Paul Gerhardts. Einen besonderen Platz in ihrem Herzen nahm das Lied ein: ‚Befiehl du deine Wege‘. Mit ihm bezwang sie die schwersten Stunden ihres Lebens bis in das Dunkel ihrer letzten Jahre, der schweren Kriegsjahre.

(...) Unvergeßlich gehört zu ihrem Bild dieser banger Tage der Spruch Paul Gerhardts: ‚Alles Ding währt eine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit' –

Dieser Spruch bedeutet das tiefste religiöse Vermächtnis meiner Mutter: die Offenbarung der in Ewigkeit währenden Gottesliebe war ihr Christus. Im Glauben an ihn, dessen Name ihr Mund mich zuerst sprechen lehrte, liegt die einheitliche Linie meines eigenen religiösen Lebens, das, wie vielleicht durch meine Bücher bekannt ist, später seine Heimat in der katholischen Kirche fand – es liegt darinnen die unlösbare Verbindung mit dem christlichen Geiste meines Elternhauses und der großen religiös betonten Tradition meiner Familie.“

*Gertrud von le Fort. Aufzeichnungen
und Erinnerungen. München 1952,
Mein Elternhaus S. 23-25*

Vor 90 Jahren, im März 1926,

wurde Gertrud von le Fort in Rom in die katholische Kirche aufgenommen.

Dazu schrieb die Dichterin: „Ich möchte meine Dichtung von dem Wunsche aus verstehen sehen, aus den individuellen Schranken herauszuspringen. In diesem Wunsche überschneiden sich bei mir die dichterische und die persönliche Entwicklung. Mein überpersönlichstes Buch ist darum zugleich mein persönlichstes: das Hymnenbuch an die Kirche. Dieses Werk, meine erste wirkliche Dichtung, war

ursprünglich nur für mich selbst geschrieben: meine eigene Auseinandersetzung mit dem überpersönlichen. Es ist wirklich das, wofür es sich gibt: das Gespräch einer Seele mit der Kirche.

Ich selbst bin nicht vom liberalen oder ungläubigen, sondern vom gläubigen Protestantismus zur Katholischen Kirche gekommen, für mich hieß darum die Wendung nicht Heidentum – Christentum, sondern subjektive Frömmigkeit und objektive Wahrheit. Dieser Kampf spiegelt sich in den Hymnen an die Kirche.“

*Marbacher Magazin 3/1976, S. 12/13.
Manuskript aus dem begleitenden Text zu Leseabenden. Um 1934.*

Vor 60 Jahren, am 21. Juli 1956,

erhielt Gertrud von le Fort von der Ludwig-Maximilians-Universität in München den theologischen Ehrendoktor.



Prof. Dr. Theoderich Kampmann sagte in seiner Laudatio: „Was Gertrud von le Fort einstmals für die katholische Jugend Deutschlands war, das ist sie heute jenseits aller Bekenntnisgrenzen für den orbis christianus: die Dichterin des Mysteriums der Kirche. Wir alle wissen, daß ihre Hymnen Prozessionslieder geworden sind auf jenem Passionswege, welcher der jüngsten Vergangenheit verfügt wurde. Daß die Vorsehung unserem Volke in einer Geschichtsstunde,

die einen neuen Welttag einleitet, jene Dichterin vermittelte, die rechtens ‚Dichterin der Kirche‘ genannt wird, ist ein großes Geschenk. (...) Wenn die zurzeit angesehenste theologische Fakultät unseres Landes Gertrud von le Fort den Doktorgrad anträgt, so ehrt sie damit nicht nur die Dichterin, sondern auch sich selbst. Was Wissenschaft und Philosophie in Terminus, Definition und System formulieren, das sagt Dichtung in tönendem Bild, in Gleichnis und Geschichte. Innerhalb des christlichen Bereiches berühren einander auf hoher Ebene das Wahrheitszeugnis des begnadeten Denkers und das Wahrheitszeugnis des berufenen Dichters, das Wahrheitszeugnis des Forschenden und das des Schauenden.

(...) Wenn es erlaubt ist, unserer Dichterin theologische Grundintention in einen Satz zu fassen, so darf man folgenden (aus dem »Römischen Brunnen«) wählen: ‚Denn es steht ja eben nicht so, daß wir uns zu Gott durchkämpfen, sondern Gott kämpft sich zu uns durch, und zuletzt geschieht alles fast über uns selbst hinweg.‘

Gertrud von le Fort fasste ihren Dank in die Worte: „...mich bewegt in dieser Stunde das von mir sehr geliebte Wort der Prinzessin aus dem Tasso: „Und was man ist, das blieb man andren schuldig.“

Die Lebensjahre, auf die ich zurückblicke, waren erfüllt von unsagbaren Erschütterungen und Wandlungen – eine solche Zeit kann auch die Dichtung nur zu bestehen wagen, wenn sie den Blick vom allzu Zeitnahen zum Überzeitlichen erhebt – Zeitnähe allein ist nur ein Verhältnis zur Vergänglichkeit.

Nun hat Dichtung wie ich glaube, von ihrer Natur her eine tiefe ursprunghafte Beziehung zum überzeitlichen also zum Religiösen, ja zum christlichen: insofern als sie sich mit Vorliebe der Unglücklichen, der Gefährdeten, der Gescheiterten, ja sogar der Schuldigen annimmt – geglückte Existenzen haben für die

Musen nur geringe Anziehungskraft, die Phantasie des Dichters kreist, wie die Liebe Christi, um die Verlorenen ... Ich bin der Theologie frühzeitig begegnet. Der Bruder meiner Mutter gab als junger glänzender Offizier seinen Beruf auf und studierte Theologie. Er hat mich als blutjunges Mädchen tief beeinflusst. Dann war es die Universität Heidelberg, die mir in großzügiger Weise jahrelang ihre theologischen Hörsäle öffnete, obwohl ich nicht die erforderliche Vorbildung hatte. Endlich fand ich im Schoße der Mutterkirche jene große klassische Theologie, die ich im Grunde nur gesucht hatte und der meine Dichtung seither zu dienen sucht.“

Marbacher Magazin 3/1976 S. 26/2

Vor 45 Jahren, am 1. November 1971, starb Gertrud von le Fort in Oberstdorf. Es war die Nacht vom evangelischen Reformationsfest **auf den katholischen Festtag Allerheiligen.**

Literaturhinweise



Gertrud von le Fort
Hälfte des Lebens
Erinnerungen
Mit Nachwort und
Erläuterungen von
Dr. Renate Krüger
Broschiert,
121 Seiten, 8,90 €
ISBN 9783930883752

Eine Neuauflage der autobiographischen Aufzeichnungen, worin Gertrud von le Fort 1961 auf die ersten fünf Jahrzehnte ihres Lebens zurückblickt. Zu Namen, Orten und Ereignissen werden kurze Erläuterungen gegeben, die den zeitgeschichtlichen Hintergrund erhellen. Ein Nachwort sowie ein tabellarischer Lebenslauf runden die Ausgabe ab.



Poeten, Priester und Propheten.
Hrsg. von Stefan
Meetschen und
Alexander Pschera.
Femedienverlag
GmbH, 2016, 461 S.
14,80 €

Von den 50 Essays schrieb:
Gudrun Trausmuth über Gertrud von le Fort,
Werner Bergengruen, und C.S. Lewis;
Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz über
Ida Friederike Görres,
Barbara von Wulffen über Christine Lavant,
Jakob Knab über Theodor Haecker.



Gertrud von le Fort
Das fremde Kind
Mit Nachwort und
Erläuterungen von
Dr. Renate Krüger
Broschiert,
99 Seiten,
8,90 €
ISBN 9783930883745

Eine Neuauflage der 1961 veröffentlichten Erzählung um Caritas von Glas und Jeskow von Nestritz.

Eine kleine deutsche Residenzstadt am Vorabend des Ersten Weltkriegs: Caritas von Glas ruft in der adligen Gesellschaft mit ihrer Hinwendung zu allem Schwachen und Hilflosen Kopfschütteln hervor. Denn ihr geht es um die Rettung von Schnecken und Katzen, Betrunkenen und Ausgegrenzten. Kein Wunder, dass sich der junge Offizier Jeskow von Nestritz immer wieder zurückzieht und ihr nie seine Liebe erklärt. Erst im letzten Jahr des Zweiten Weltkriegs führt das Schicksal die beiden für kurze Zeit wieder zueinander. Jeskow hat sich als Offizier der Waffen-SS in Schuld verstrickt. Caritas hingegen ist sich treu geblieben und bewahrt die kleine Jüdin Esther vor der Vernichtung.

Ein Nachwort und erläuternde Fußnoten von Dr. Renate Krüger führen gerade junge Leser tiefer in die Erzählung ein.



Papst Franziskus öffnet die Pforte der Barmherzigkeit

In der Verkündigung «Gott ist Mensch geworden»
schließen sich die Abgründe des unerforschlichen Gottes,
und wir werden auf den Menschen gewiesen
als die Offenbarungsstätte, zu der Gott als Liebe niederstieg.
Ich glaube also an Gott und an den Menschen, aber –
um dies gleich vorweg zu nehmen –
nur weil ich an Gott glaube,
kann ich auch an den Menschen glauben.

Gertrud von le Fort

**Herzliche Einladung
zur Förderung und zur Mitgliedschaft
in der Gertrud von le Fort-Gesellschaft**

www.gertrud-von-le-fort-gesellschaft.de